

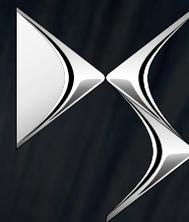
N° 46 — 15. NOVEMBER 2014

# DAS MAGAZIN

POZZALLO AUF  
SIZILIEN - ORT DER  
MENSCHLICHKEIT  
S. 28

**KAPUTTE LIEBE**  
**Wie ein Mann**  
**zum Gejagten wird**





LICHT, MIT DEM SIE STRAHLEN

## DS 3 SO IRRÉSISTIBLE

MIT NEUER LICHTSIGNATUR XENON FULL LED\*

- > 17"-Alufelgen diamantgeschliffen > Dekor «Paris» > Automatischer Notbremsassistent
- > Zweifarbiges Dach Moondust > Hi-Fi-Anlage > Klimaanlage und Einparkhilfe hinten

Premium Leasing Fr. **179.-** / Monat mit 5 Jahren Garantie

DS 3 ab Fr. **14'690.-** verfügbar

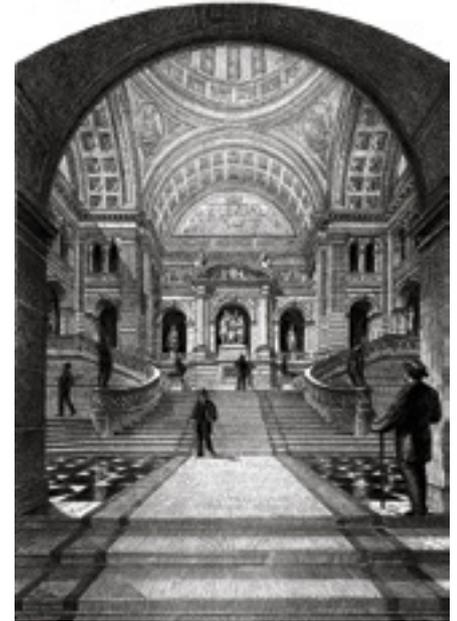
CRÉATIVE TECHNOLOGIE



Die Angebote gelten für alle zwischen dem 1. November und dem 31. Dezember 2014 verkauften Fahrzeuge. Angebote gültig für Privatkunden; nur bei den an der Aktion beteiligten Händlern. Empfohlene Verkaufspreise. Citroën behält sich das Recht vor, die technischen Daten, die Ausstattungen und die Preise ohne Vorankündigung zu ändern. DS 3 1.2 PureTech 82 Manuell So Irrésistible, Verkaufspreis Fr. 25'850.-, Cash-Prämie Fr. 4'200.-, Fr. 21'650.-; Verbrauch gesamt 4,7 l/100 km; CO<sub>2</sub>-Emission 107 g/km; Treibstoffverbrauchs-kategorie B. Premium Leasingzins 2,9%, 60 Monatsraten zu Fr. 179.-, 10'000 km/Jahr, Restwert Fr. 6'763.10, 30% Anzahlung. Erste Rate um 30% erhöht. Effektiver Jahreszins 2,99%. Angebot nur in Verbindung mit dem Abschluss des Garantieverlängerungsvertrags EssentialDrive (2 Jahre Werksgarantie, 3 Jahre EssentialDrive-Garantie). Unter Vorbehalt der Genehmigung durch Citroën Finance, Division der PSA Finance Suisse SA, Schlieren. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Vollkaskoversicherung obligatorisch. Abgebildetes Modell mit Option: graue Aussenspiegelgehäuse Fr. 80.-. DS 3 1.2 VTi 82 Manuell Chic, Verkaufspreis Fr. 18'390.-, Cash-Prämie Fr. 3'700.-, Fr. 14'690.-; gesamt 4,7 l/100 km; CO<sub>2</sub> 107 g/km; Kategorie B. CO<sub>2</sub>-Durchschnitt aller angebotenen Fahrzeugmodelle 148 g/km. \*je nach Ausstattungsniveau serienmässig, als Option oder nicht erhältlich.



S. 28



S. 24

Dass jemand verrückt wird vor Liebe und im Wahn der geliebten Person plötzlich aufzulauern, sie zu verfolgen und zu bedrohen beginnt, das gab es schon immer. Neuer ist der Ausdruck Stalking für eine Form von Psychoterror, die durch die digitale Kommunikation begünstigt wird. Paula Scheidt erzählt die Geschichte eines Mannes, dem nach anfänglichem Liebesglück von seiner Freundin der Boden entzogen wird (*Seite 12*).

Mit Überforderung ganz anderer Art sind die Einwohner der sizilianischen Stadt Pozzallo konfrontiert: Seit Anfang Jahr kamen hier 24 000 Flüchtlinge an. Und doch behalten sie die Ruhe und legen eine Menschlichkeit an den Tag, die staunen lässt, wie Sandro Mattioli in seiner Reportage schreibt (*Seite 28*).

Weiter in die Schweiz: Thomas Zaugg bespricht die neuen Geschichtsdarstellungen von Joëlle Kuntz und André Holenstein, die noch immer wie Provokationen wirken in einem Land, das sich von Europa unabhängig sieht (*Seite 24*).

Über den finanzpolitischen Zustand Europas wiederum macht sich der Unternehmer Carlo De Benedetti Gedanken. Er meint: Deutschland zwingt Europa einen Sparkurs auf, obwohl doch die wahre Gefahr für Europa gerade seine Wachstumsschwäche ist (*Seite 46*).  
*Birgit Schmid*



S. 46

AP  
AVANT-PRÉMIÈRE  
Nuisette  
**59.90**  
W4-81925201



## MANOR *unterstützt*



### Schenken Sie doppelte Freude.

Manor spendet für jede  
Geschenkkarte 1 Franken  
der Fondazione Dimitri.\*

Die Fondazione Dimitri engagiert  
sich für das vom bekannten  
Clown ins Leben gerufene Teatro  
Dimitri, die Compagnia und die  
Scuola Teatro Dimitri sowie das  
Museo Comico.

\* Mehr Informationen dazu  
finden Sie auf [manor.ch](http://manor.ch)



# WAS MACHT UNS PRODUKTIV?

Von DANIEL BINSWANGER

Aus ökonomischer Sicht steht im Zentrum der Dauerdiskussion über Nutzen und Nachteile der Einwanderung die Frage nach der Entwicklung des Pro-Kopf-Wachstums. Dass die Personenfreizügigkeit zum Schweizer Wirtschaftswachstum einen starken Beitrag leistet, ist unbestritten. Allerdings stellt nicht das absolute, sondern das Pro-Kopf-Wachstum die entscheidende Grösse dar für die durch Einwanderung bewirkten Wohlfahrtseffekte. Wenn die wirtschaftlichen Zusatzgewinne sich dadurch aufheben, dass sie auf mehr Menschen verteilt werden müssen, bringt die Immigration für die bereits ansässige Bevölkerung keine Vorteile.

Wie also sieht es aus mit der Entwicklung des Pro-Kopf-BIP? Die Kritiker der Zuwanderung behaupten immer wieder, dass das Schweizer Pro-Kopf-Einkommen seit Einführung der Personenfreizügigkeit nicht schneller wachse als davor.

Diese Behauptung ist falsch. Nach den Daten der Weltbank stieg das kaufkraftbereinigte Pro-Kopf-BIP im Zeitraum 2002 bis 2012 um 9,7 Prozent. Im Zeitraum von 1992 bis 2002 – also unter dem Kontingentsystem, zu dem SVP und Ecopop wieder zurückkehren möchten – betrug der Anstieg 7,7 Prozent. Seit Einführung der Personenfreizügigkeit ist die Entwicklung der Pro-Kopf-Wertschöpfung folglich besser verlaufen als während der vorangehenden Dekade. Zwar kann man gegen diese Schlussfolgerung geltend machen, dass der Unterschied sehr bescheiden ist. Allerdings sollte man in Betracht ziehen, wie sich in den Vergleichsperioden die internationale Konjunktur entwickelt hat. In den

Neunzigerjahren war die Schweiz das Wachstumsschlusslicht aller OECD-Länder, sicherlich nicht nur, aber auch aufgrund der Zuwanderungspolitik. Seit 2002 entwickelt sich das Pro-Kopf-Einkommen relativ zu anderen europäischen Ländern zwar nicht brillant, aber durchaus positiv.

Der wichtigste Indikator für die Gesundheit einer Volkswirtschaft ist allerdings nicht das Pro-Kopf-Einkommen, sondern die Produktivität. Qualitatives Wachstum ist Produktivitätswachstum. Höhere Produktivität pro Arbeitnehmer kann sich in einem höheren Pro-Kopf-Einkommen oder auch in kürzeren durchschnittlichen Arbeitszeiten niederschlagen. Es bedeutet auch einen Wohlfahrtsgewinn, wenn die bessere Wirtschaftsleistung der Bevölkerung nicht in Form von besseren Löhnen, sondern von mehr Freizeit zugutekommt.

Wie steht es mit der Produktivitätsentwicklung? Zunächst ist festzuhalten, dass sie sich in der Schweiz während der letzten Jahre verlangsamt hat, was allerdings auf alle europäischen Länder zutrifft. Gemäss den Zahlen der OECD lag die durchschnittliche jährliche Steigerung der Arbeitsproduktivität von 2002 bis 2010 bei 0,6 Prozent, während sie im Zeitraum von 1991 bis 2002 1,4 Prozent betrug. Dennoch kommt eine Studie des KOF zu «Personenfreizügigkeitsabkommen und Wachstum des BIP pro Kopf in der Schweiz» zu dem Schluss, dass die verstärkte Einwanderung einen zwar nur bescheidenen, aber positiven Einfluss auf die Produktivität gehabt hat. Das KOF geht ferner davon aus, dass das verbesserte Qualifikationsprofil der Zuwanderer längerfristig den Positiveffekt verstärken wird. Die Zuwanderung hat

bisher das Problem der schwachen Schweizer Produktivitätsentwicklung nicht gelöst. Es gibt jedoch keinen Grund zur Annahme, eine Begrenzung der Zuwanderung würde in dieser Hinsicht Besserung schaffen, sehr im Gegenteil.

Zum entgegengesetzten Schluss kommt allerdings der emeritierte Zürcher Wirtschaftsprofessor und SVP-Vertreter Hans Geiger. In einem Artikel für das Newsnetzwerk schreibt Geiger: «Die Arbeitsproduktivität hat unter der Personenfreizügigkeit gelitten.» Er begründet dies damit, dass seit 2008 im Vergleich zur Periode 2000 bis 2007 die Produktivität gesunken sei. Die Periodisierung ist bizarr. Die Personenfreizügigkeit ist zwar erst seit Juni 2007 vollständig in Kraft, aber bereits die stufenweise Einführung seit Juni 2002 hatte eine massive Einwanderungszunahme zur Folge. Geiger zieht genau diese Phase der starken Zuwanderung heran, um vermeintlich zu beweisen, dass die Schweiz vor der Personenfreizügigkeit eine dramatisch bessere Produktivitätsentwicklung gehabt haben soll. Mit keinem Wort erwähnt der Bankenexperte zudem, dass die Finanzkrise und der Strukturwandel im Schweizer Bankensektor zu massiven, die Gesamtbilanz belastenden Produktivitätsverlusten im Dienstleistungssektor geführt haben – ein Einbruch, der viel mit Bonusexzessen und Schwarzgeldwirtschaft, aber rein gar nichts mit der Zuwanderung zu tun hat.

Die wirtschaftliche Strategiediskussion, der die Schweiz sich stellen sollte, ist komplex. Dass selbst vermeintliche Experten immer unverfrorener irgendetwas drauflosbehaupten, stimmt nicht optimistisch.

DANIEL BINSWANGER ist Redaktor des «Magazins».

## Ihr Migros-Kassenzettel ist jetzt Geld wert.



Mega  
Jackpot

Jetzt mit Ihrem Kassenzettel den Mega Jackpot knacken.

**4. November – 29. Dezember 2014**

WIN CODEs erhalten Sie in Ihrer Migros-Filiale.  
Kostenlose WIN CODEs und weitere Informationen gibt's auf  
[www.megajackpot.ch](http://www.megajackpot.ch). WIN CODEs nur solange Vorrat.



Migros App: [app.migros.ch](http://app.migros.ch)  
Jetzt WIN CODE in der gratis Migros App eingeben.

Die Gesamtgewinnsumme beträgt Fr. 1'000'000.– und wird jeweils zwischen Fr. 1'000.– und Fr. 50'000.– in Form von Migros-Geschenkkarten ausgeschüttet. Kein Kaufzwang.

**MIGROS**  
Ein M besser.



DAS MAGAZIN 46/2014

## DRAUSSEN SEIN MIT: SCHWESTER BENEDIKTA Jeden Abend geht die Eremitin in den Wald, bevor es Nacht wird in der Verenaschlucht bei Solothurn.

Von BIRGIT SCHMID

Schwester Benedikta ist Einsiedlerin und ein geselliger Mensch. Sie hat für jeden ein Wort, und es sind nicht wenige, die an diesem Freitagmorgen in die Einsiedelei im Wald ob Solothurn kommen. Sie hört sich den Einwand des Wanderers an, der sagt, wie schlecht der Weg hierher beschriftet sei. Sie melde es der Bürgergemeinde Solothurn, sagt sie, als mache eine Einsiedelei nicht gerade das schwer Zugängliche aus. Dann beugt sie sich zum Pudel einer Spaziergängerin und will dies und das über die Rasse wissen. Denn bald bekommt sie ihren eigenen Pudel, das Körbchen steht in der Klausen bereit. Sie wird noch weniger allein sein, nicht einmal, wenn sie es wäre: nachts.

Während tagsüber Ausflügler den Ort beleben, besonders an Sonntagen, bleibt die 51-Jährige sich selbst überlassen, sobald der Abend über die Felsen kommt. Doch bevor sie ihre Klausen abschliesst, die sie nur mit einem Holzofen wärmt, geht sie immer noch in den Wald, um zu sehen, ob alles in guter Ordnung ist, und um den Abfall aufzulesen, den die Leute hinterlassen.

Der Rundgang beginnt bei der Ölberggrotte, führt an der Verena- und Martinskapelle vorbei, vorbei am Restaurant «Einsiedelei» hinein in den Wald und das Tobel hinunter, Richtung Solothurn, und wieder zurück durch die Schlucht, den Bach entlang hinauf.

Schwester Benedikta trägt ihre blaue Tracht und grobe Schuhe, ihr Tritt ist fest, das Tempo zügig, die Stimme klingt jung, die Backen leuchten.

### Die mit den Tieren lebt

Die Einsiedelei in der Verenaschlucht gibt es seit über sechshundert Jahren, noch viel früher soll hier die heilige Verena Kranke geheilt haben. Schwester Benedikta, die einst Franziska Sigel hiess, ist die zweite Frau in diesem Amt. Für ihre Berufung verliess sie vor einigen Jahren ihren Mann und vier Kinder, es war ein langes Ringen. Sie hat eine der ältesten Formen gottgeweihten Lebens gewählt, die ursprünglich eine Herzenswandlung bewirken soll – was spürt sie davon, seit sie im Juli herzog? Auch wenn sie ungefähr so abgeschieden lebt wie ein Wächter im Central Park, Internet benutzt, einkaufen geht oder auch mal in die Oper nach Zürich, habe sie das Alleinsein verändert. «Ich merke, wie Gott Dinge wegzuschneiden beginnt. Nicht nur alltägliche Sorgen, sondern vieles, was mit meiner Person zu tun hat. Gott legt die Hand darauf und sagt: Gib mir das. Und manchmal gibt er es in verwandelter Form zurück.» So habe sie anfangs sehr gelitten, weil sie das Singen aufgeben musste. Während Jahren hatte sie Gesangsstunden genommen und trat auch öffentlich auf. Jetzt singt sie halt Psalmen, erfindet eigene Melodien dazu. Oft treten Leute in die Kapelle ein, während sie das öffentliche Beten zelebriert, und

hören ihr zu. «Ohne Musik würde ich verkümmern», sagt die Einsiedlerin. Auf ihrem Bett in der Klausen liegt ein Psalterium, das wie eine Zither aussieht – das will sie spielen lernen.

Wir kommen an einem Abfallkübel vorbei, an dem ein Zettel hängt. Schwester Benedikta tritt näher, um das Bild der Katze zu betrachten, die vermisst wird. Sie erzählt von den Tieren im Wald, den Vögeln, die sie an ihren Stimmen zu erkennen lernt, der Kleine Zaunkönig, Rotbrüstchen, Eichelhäher, ganz nah fliegen sie zu ihr heran, seit Jahren hatte sie sie nicht mehr gesehen; vom Igel, der unten beim Steinbruch die Strasse überquerte und den sie zur Klausen trug, von der Maus, die kürzlich den Weg ins Haus fand, «wir haben zusammen gefrühstückt». Erfahrungen, wie sie Franz von Assisi machte, der auch als Einsiedler lebte und mit den Tieren sprach? Mit den Tieren reden, das tut Schwester Benedikta nicht. Nachts kann sie nicht einmal alle Geräusche zuordnen. Das Kratzen. Ein Igel? Das Schreien. Ein Marder? Das Rascheln. Ein Fuchs? Angst habe sie noch nie gehabt, aber je nachdem, was tagsüber gewesen sei, horche sie genauer hin. Ihr kleiner Hund wird in Zukunft bellen, wenn sich Besuch ankündigt. Aber es wird ein freundlicher Hund sein.

Er wird Menschen mögen wie sie selber auch. Ihrer Vorgängerin wurden sie zu viel. Wenn es Schwester Benedikta zu viel wird, schliesst sie das Gartentor. Steht es offen, darf jeder anklopfen. Schon vor zweihundert Jahren hat sich der Waldbruder die Sorgen der Solothurner angehört. Sie bitten um ein gemeinsames Gebet, oder sie wollen nur reden. «Ich begegne Gott in der Stille und im Schweigen – aber auch im Mitmenschen», sagt sie. «Ein Eremit ist gastfreundlich.» Sie dränge sich aber nicht auf. Den fünf Jugendlichen, auf die sie vor kurzem in der Verenakapelle traf, alle weinten, gab sie eine Kerze.

In der Schlucht brennen Kerzen am Wegrand, die Leute stellen sie auf kleine Flächen im Fels. Schwester Benedikta sammelt sie ein, wenn sie heruntergebrannt sind oder zu stark tropfen und das Wachs den Stein verklebt. Auch jetzt bläst sie hier und da einen Stummel aus, steckt eine leere Plastikhülle ein. An einer Stelle brennt eine Kerze am Ufer gegenüber, jemand muss durch den Bach gewatet sein. Sie frage sich oft, wie die Kerzen an die unmöglichsten Orte gelangen, sodass sie die Stiefel anziehen oder über Steine klettern müsse, um sie zu holen. «Was würde wohl die Suva dazu sagen?» Sie lacht.

«Hier, schon wieder! Dieses blaue Wachs! Ich werde es später abkratzen müssen.»

Wir gelangen zu ihrer Lieblingsstelle, eine offene Grotte, mit Efeu behängt, davor eine Bank. Der Bach rauscht, er wird breiter hier, ruhig. Hier sitze sie oft in Versenkung. Hier gebe sie dem Wasser mit, was sie loslassen könne.

Sagt die Einsiedlerin und räumt weiter den Wald auf.

Schwester Benedikta im Garten ihrer Klausen

Bild ANOUSH ABRAR

## HAZEL BRUGGER DER METZGER UND DIE HANTELBANK

Noch nie spielte der menschliche Körper in Sachen Überlebenspflicht so eine undankbare Rolle wie heute. Es scheint, als sei er meist höchstens noch der fleischige Souffleur, der die Sprechpausen des Gehirns überbrückt. Wir müssen unser Essen nicht mehr jagen, nicht mal mehr im Laden holen, können es uns bequem nach Hause liefern lassen. Wer bei der Arbeit schwitzt, wird in der S-Bahn ausgelacht, und für die Internetpräsenz reicht ein einziges Foto vom eigenen Gesicht. Die zehn reichsten Menschen der Welt sind alle nur Geist, sie haben keine Figuren, sie sind welche. Taktische Füchse, die in den Körpern teigiger, alternder Männer stecken und sich, dank aller möglichen Eigenschaften und Glück, Reichtum angeeignet haben.

Ganz normal also, dass es da eine Gegenbewegung geben muss: Es ist an der Zeit, Muskeln zu «pumpen». Es ist an der Zeit, Darwin in den Würgegriff zu nehmen. Sagt sich die Jugend und nimmt sich das Recht zu tun, was nur junge Leute dürfen: den Alten ihre Vergänglichkeit, ja ihre Vergangenheit unter die Nase reiben. In Rudeln stapfen die Zwanzig- bis Dreissigjährigen also durch die Gänge der Fitnesszentren des Landes, aufgedunsen wie Grittbänze mit zu hohem Hefeghalt. Irgendwie sehr süss das Ganze und auferfrischende Art ziellos diszipliniert, irgendwie aber auch schwer verstörend. Die Brustwarzen schielen stolz in alle Richtungen, wie Rosinen auf einem Haufen rohen Fleisches, die Frisuren überzeugen durch militärische Einheitlichkeit, man wartet noch auf Leni

Riefenstahls Kamerateam. Bloss Tonpfeife und Hagelzucker fehlen noch auf den Bäuchen der jungen Männer, dann wäre der Anblick vorweihnachtlich perfekt, und ich könnte quietschen wie ein Kälbchen vor dem Schlachthof.

Die Erotik geht im Körperkultwahn leider verloren, ein Verführen jenseits der



Die Slampoetin HAZEL BRUGGER schreibt hier im Wechsel mit Katja Früh.  
Bild LUKAS WASSMANN

Ärmellosigkeit und den Glauben an den eigenen Geist gibt es nicht. Was bleibt, ist ein lebender Metzgerporno. Zucken und Spannen ersetzen Charme und die Leidenschaft von Gesprächen, unter den gestriegelten Vollbärten lauern eingölt rasierte Rinderkörper, die nicht wissen,

was sie tun. Warum also der Zirkus? Es ist ja nicht so, dass die Frauen weniger würden oder, vom Angebot unabhängig, ihre Nachfragen änderten. Hat es damit zu tun, dass Filmschauspieler mit zunehmender Bildqualität immer intensiver an sich meisseln müssen? Oder sind am Ende Schwarzers Jüngerinnen schuld, die, plädierend für Gleichheit, ganz unfreiwillig den hormonellen Unterschied herausgefordert haben? Zu siebt, acht, neunt stehen die jungen Männer in den Clubs herum und warten mit gefüllten DNA-Tanks auf dieselbe Anzahl junger Frauen, um sie zu beglücken. Oder zumindest warten sie auf Rodin, damit der sie in Flüssigbronze tauchen und endlich zu Objekten der Kunsthistorik machen kann.

Wer einen Grittbänz schon einmal über seine Halbwertszeit hinaus aufbewahrt hat, weiss, wie schnell aus dem buttrigen Teig ein spröder Wicht wird. Aber vielleicht geht der Trend ja bald einen Schritt weiter, und wenn die Muskelmänner von heute alt und körperlich unbrauchbar sind, lauern draussen Herden junger Wilder, die mit Neandertal-Erotik punkten und für die kommende Generation von Hand Rinder einfangen und rasieren.

## MAX KÜNG ZIMMER MIT AUSSICHT



Krans? Krane? Kräne? Kranickel? Immer wieder laufen einem Wörter über den Weg, bei denen man unsicher ist, wie sie richtig zu handhaben sind, obwohl man es eigentlich wissen sollte. Schreibt man nun eventuel oder eventuell? Schrank oder Schranck? Weinacht oder Weihnacht?

Und wie heisst Kran im Plural? Also schaute ich nicht mehr aus dem Fenster, wie ich es getan hatte über Minuten hinweg, sondern in den Duden, und dort las ich (während ich darüber nachdachte, was die Mehrzahl von Duden wohl ist: Düden?), wie der Kran im Plural heisst. Und bevor ich es gleich wieder vergass, blickte ich erneut aus dem Fenster meines Büros am Rand der Stadt, denn dort sah ich den Kran im Plural. Ich zählte sie. Es waren siebzehn Stück. Ein schönes Bild, siebzehn die-

ser schlank und hoch aufragenden Dinger so dicht beisammen. Und es bedeutet: Es wird gebaut. Die Stadt wächst. Es geht voran. Die Zeit bleibt nicht stehen. Und während draussen die Zukunft begann mit jeder Sekunde, da überkam mich eine Erinnerung an etwas, das weit in der Vergangenheit lag und einen Namen trägt: SimCity.

Es war ein Simulationsspiel gewesen, ich hatte es gespielt, vor zwanzig Jahren, ganze Tage, ganze Nächte lang. Man konnte eine Stadt errichten und dafür sorgen, dass sie wuchs, prosperierte, Heimat wurde für Tausende von Menschen. Zwanzig Jahre wohl hatte ich nicht mehr an das Spiel gedacht. Ob es noch existierte? Ich schaute nach und: tatsächlich. Schnell lud ich die neuste Version von SimCity herunter und legte los – sofort war die alte Sucht wieder da.

Ich wählte eine Region, flaches Land an einem Strand, und gab ihr den Namen Maxistan. Dann baute ich Strassen, erschloss Wohn-, Geschäfts- sowie Industriezonen, errichtete ein kleines Windkraftwerk, schnell hatte ich 150 Einwohner, bald tausend. Die Stadt wuchs weiter und wuchs und wuchs. Bald reichte die durch die Windturbine generierte Energie für die florierende Wirtschaft nicht mehr aus, also erstellte ich ein Kohlekraftwerk, selbstverständlich am Rand der Stadt, sodass der Dreck aus den Schloten auf das Meer hinausgeblasen wurde, ausserdem spendierte ich den Anwohnern einen Grillplatz und einen mittelgrossen Park mit Parkplätzen.

Ich war ein guter Vater dieser Stadt, oh ja. Ich verdichtete, ich baute eine Bibliothek, noch mehr Parks, einen Anschluss an das Schienennetz stellte ich ebenso sicher wie ein Park-and-ride-System, ein Spielcasino wurde hochgezogen, und ein Comedy Club wurde eröffnet, ein Flughafen, Schulen, Spitäler. Aber die Industrie, sie verlangte nach noch mehr Strom. Also liess ich ein Atomkraftwerk bauen, was der Bevölkerung nicht zu gefallen schien, aber ich besänftigte sie mit einem tollen Vergnügungspark.

Dann knurrte der echte Magen. Ich verliess das Büro. Zu Mittag gab es «Anda ki tari» – indische Eier in Currysauce, dazu rotes Linsenpüree. Es schmeckte sehr gut. Und als ich zurückkam ins Büro, da waren alle tot. Die Stadt bankrott. Die Häuser niedergebrannt. Die Fabriken reiner Ruin. Es war das AKW gewesen, eine Havarie, Kernschmelze, Pech. Meine Stadt lag in Trümmern. Es tat mir schrecklich leid, und ich blickte wieder aus dem Fenster, wo die Welt normal weiterging. Siebzehn dieser Dinger erblickte mein Auge, ich musste nochmals im Duden nachschlagen: Krane heisst es oder Kräne. Sie drehen ihre Ausleger, sie schwenkten ihre Lasten, langsam, und die Häuser wuchsen, Stein um Stein, Stock um Stock. Sogleich erbaute ich eine neue Stadt. Diesmal würde ich alles richtig machen. Bestimmt.

DAS MAGAZIN 46/2014

MAX KÜNG ist Reporter des «Magazins».

# WZSMSIN DREI STUNDEN

Wer ist diese Schlampe, diese blonde Fotze, was läuft da? Hast du Set mit ihr?

ICH FINDE DICH, WICHSER!

Ich hab dich sehr geliebt. Und liebe dich immer noch. Es macht mich einfach kaputt.

HEUTE, MORGEN, ÜBERMORGEN, ÜBERMORGEN ETC. U.S.

MIT SCHAUFEL IN DEINE FRESSE  
HURENSOHN!

DU MAGST ANSCHEINEND MEINE ÜBERRASCHUNGSBESUCHE  
HURENSOHN

ALSO HURENSOHN UM 6 BIST DU SICHER ZU HAUSE.

Mir fehlt alles von dir. Aber ich muss auf mich schauen. Es geht weiter nicht. Ich bin immer verlorener :)

BETREFF: DU WIRST MICH NICHT NOCH EINMAL BERÜHREN  
FOTZENJÄGER, DU BIST VON ANDEREN PFOTEN VERSAUT WORDEN BIST.

UND WIE VIELE KINDER BEKOMST DU SCHWESTERFICKER



# Sie lernen sich an einer Party kennen. Bald darauf gerät sein Leben ausser Kontrolle.

## Von Paula Scheidt Illustration Zohar Lazar

Er starrt auf sein Telefon, aber nichts passiert. Es vibriert nicht, es klingelt nicht, es leuchtet nicht auf, ins E-Mail-Fach rutschen keine zwanzig neuen Nachrichten, wie sonst, wenn er seinen Posteingang aktualisiert. Leblos liegt das iPhone vor ihm auf dem Tisch, wie ein totes Tier, das Tollwut hatte. Er hat es erlegt. Und nun bereut er es. Er bereut, dass er zur Polizei gegangen ist. Es ist plötzlich so still. Er kann sich gar nicht mehr erinnern, wann es zuletzt so still war in seinem Leben. Es muss viele Monate her sein, länger als ein Jahr.

Es war Sommer, als sie sich kennenlernten. Sommer 2012. Bei einer Party in den besetzten Hallen in der Zürcher Binz. Wie man sich halt so kennenlernt. Komm, gib mir deine Nummer. Lass uns mal wiedersehen. Nach zwei Wochen waren sie ein Paar. Sie war so anders als die Frauen, die er kannte. Mit den verträumten Bildern, die sie malte in Öl und Acryl, A1- oder A3-Format, Skizzen in Tusche. Sie war zwei Jahre jünger als er, 33. Stundenlang schaute sie Märchen auf Youtube. Hatte eine Wohnung, ziemlich heruntergekommen, zwei Zimmer für 1000 Franken. Sie wollte ihn ständig sehen, und anfangs fand er das schmeichelhaft. Sie kochte Gemüsegulasch für ihn, Kaiserschmarrn, Strudel. Sie selbst trank Wasser und ass einen Apfel.

Vier Wochen später fährt er in die Ferien. Mit seinem Volvo hoch in den Norden. Seit zwei Jahren hatte er die Reise geplant. Acht Wochen will er unterwegs sein. Vor der Abreise sagt er: Komm doch nach, ich zahle dir den Flug nach Stockholm, und dann reist du ein, zwei Wochen mit mir mit, kannst ja von Helsinki aus zurückfliegen. «Nein, ich kann nicht weg, du musst mir das nicht zahlen, das will ich nicht», sagt sie.

Er fährt allein los, erst nach Hamburg, dann mit der Fähre nach Kopenhagen, weiter nach Oslo, von dort nach Stockholm.

In Helsinki ist er mit seiner besten Freundin verabredet, deren Eltern in der finnischen Wildnis ein Ferienhaus haben. Dort will er eine Woche bleiben, fischen, lesen, wandern. Einige Tage bevor er mit dem Auto in Helsinki ankommt, treffen die ersten Nachrichten in seinem Facebook-Account ein.

*Wer ist diese Schlampe, diese blonde Fotze, was läuft da?  
Hast du Sex mit ihr?*

Aha, denkt er. Tagsüber sitzt er dann wieder im Auto und fährt Hunderte von Kilometern. Ohne Internet. Abends, wenn er in einem Hostel ankommt, loggt er sich ein und liest, was sie schreibt.

*Schläfst du mit ihr? Was hast du mit ihr gemacht letzte Nacht?*

Er erklärt ihr am Telefon, dass es sich um eine platonische Freundschaft handelt. Schau her, das ist eine Kollegin, wir kennen uns seit vielen Jahren. Wir haben zusammen in meiner ersten WG gewohnt. Ich will nur mit dir zusammen sein.

*Diese Schlampe! Diese Fotze! Ich erschlage sie!*

Er erklärt und erklärt, rechtfertigt sich. Das kostet Energie, bald hat er keine mehr, zu absurd sind die Vorwürfe. Er will seine Ferien geniessen und nicht jede Stunde telefonieren, irgendwann antwortet er nicht mehr auf die Nachrichten, nimmt ihre Anrufe nicht mehr an. Als er von Lettland nach Berlin reist, um dort Kollegen zu besuchen, denkt er: Das halte ich nicht aus, es muss vorbei sein. Er will die Beziehung beenden. —>



VIVE ELLE

NEUE DIAMANT-KOLLEKTION  
AUS DEM ATELIER BUCHERER

Das feine Formenspiel  
im Esprit des Art déco –  
Triumph der Schönheit,  
Hommage an die Sinnlichkeit  
der 20er-Jahre.

BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich  
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | bucherer.com

Zurück in Zürich, steht sie vor der Tür. «Tut mir leid! War nicht so gemeint!» Er gibt nach. Zu schön waren die ersten gemeinsamen Wochen.

Nun will sie noch mehr Zeit mit ihm verbringen. Sie hat keinen Job, sitzt den ganzen Tag auf dem Sofa und dreht Joints. Sie raucht starkes Zeug, manchmal bis sie die Augen verdreht. Auf der Staffelei in ihrem Zimmer steht noch das gleiche Bild wie vor seiner Abreise. «Ich kann nicht mehr malen wegen dir!» schreit sie. «Meine Kunst ist weg wegen dir!» Wenn er nach Hause gehen will, klammert sie sich an ihn. «Nein, geh nicht!» – «Komm sofort nach der Arbeit wieder!» Er verbringt jedes Wochenende und jede freie Stunde bei ihr.

Inzwischen ist Dezember, manchmal backt sie ihm einen Kuchen, beteuert ihm ihre Liebe, will einen Hasen aus Schnee mit ihm bauen. Dann wieder sperrt sie ihn in der Wohnung ein und versteckt den Schlüssel. Er wird wütend. Ich muss zur Arbeit! Sie wiegt nur 40 Kilo, aber in ihrem Wahn ist ihre Kraft enorm. Sie wirft ihn auf den Boden, prügelt auf ihn ein, schlägt ihm ein Stück Zahn aus, bohrt ihre Fingernägel in seine Haut. Er schlägt zurück, mit der flachen Hand. Zwei Stunden zu spät kommt er ins Büro.

Über Weihnachten verweist er für ein paar Tage zu seinen Eltern und schaltet das Telefon aus.

*Ich finde dich, Wichser!*

*Heute, morgen, übermorgen etc. werde ich dich suchen. Wichser.*

*Du bist ein kleiner scheissmischer und eine hinterhältige ratte. Geniess dein fickleben alleine weiter.*

Er denkt, man muss doch vernünftig mit ihr reden können, man muss ihr das doch erklären können, hör zu, ich betrüge dich nicht. Das musst du mir glauben, anders funktioniert es nicht. Die meisten Nachrichten schreibt sie über Facebook, denn sie hat kein Geld, und das ist gratis.

Wenn er bei ihr ist, kann er dem Stress entgehen. Die meiste Zeit sitzen sie zusammen in ihrer Wohnung, schauen Serien, jeder tippt auf seinem Natel herum, ab und zu ruft sie: «Komm ins Bett, ich will mit dir schlafen!», sonst reden sie kaum noch miteinander. Wenn sie die Wohnung verlässt, dann nur, um ihren Dealer zu besuchen. Kommt er einen Tag nicht, geht es los, SMS, Anrufe, Facebook-Nachrichten.

*Ich muss etwas essen. Ich brauche Geld. Du hast mir gestern versprochen, dass du mir essen kaufst. Lügner. Jetzt kannst du mir für deine hurentreiberei jedesmal 100 chf abblättern. Dann werde ich vielleicht verzeihen. Bis dann kannst du es geniessen wie ich vor deinen augen mit anderen männern sex mache.*

Anfang März vereinbart er einen Termin bei der Zentralstelle für Ehe- und Familienberatung. Er will von ihr loskommen. Eigentlich geht man da zu zweit hin, aber es ist die einzige Anlaufstelle, die er auf Anhieb im Internet findet. Eine Sitzung

kostet 70 Franken. Er erzählt von den Selbstmorddrohungen. Der Mitarbeiter beruhigt ihn: «Sie haben keine Verantwortung; falls sie sich etwas antun sollte, trifft Sie keine Schuld. Es gibt nur eine Lösung: Von heute auf morgen keinen Kontakt mehr. Keine Nachrichten mehr, nicht mehr das Telefon abnehmen, nicht bei ihr aufkreuzen, die Haustüre nicht öffnen.»

Er sperrt sie auf Facebook. Das ist einfach. Mit einem Klick sind alle Nachrichten gelöscht, er ist für sie auf diesem Weg nicht mehr zu erreichen. Jetzt kommen die Nachrichten nur noch per SMS, dafür immer öfter. 72 Nachrichten innerhalb von drei Stunden.

*Mir fehlt alles von dir. Aber ich muss auf mich schauen. Es geht weiter nicht. Ich bin immer verlorener. Ich hab dich sehr geliebt. Und liebe dich immer noch. Es macht mich einfach kaputt. Und was die beziehung betrifft, ich hab fehler gemacht, du hast auch. Weissst du aus deiner unsicherheit entstand in mir mehrere zweifeln. Aber ich erinnere mich sehr gut wie ich schon als ich gesehen hatte, habe ich dich geliebt. Und diese liebe habe ich immer noch. Aber sieht so aus, dass es bei dir nicht so. Diese reine liebe.*

*Hast du mal lust mittagessen? Oder wann treffen wir uns? Weil ich langsam genug habe vom handy und nichtssagen.*

Er ruft bei seinem Provider an und fragt: Können Sie eine Nummer sperren? Aber der Kundendienst lehnt ab. Wenn das so einfach wäre, würde jeder es machen, sobald er Beziehungsstress hat. Soll er die Nummer wechseln? Das bringt nichts, wird ihm später ein Psychologe bestätigen. Sie würde sie herausfinden. Über Freunde, Arbeitskollegen. Er stellt sein Telefon jetzt tagsüber aus. Seine Freunde können ihn nicht mehr erreichen. Er kommuniziert nur noch über den Computer per E-Mail und Apples iMessage. Schaltet er das Natel kurz ein, rollt eine Lawine von SMS und unbeantworteten Anrufen auf ihn ein. Er liest sie alle, er kann nicht anders. Ihre Energie ist endlos, er selbst fühlt sich immer leerer.

Es ist abends um elf, er will gerade ins Bett gehen, als seine Mitbewohnerin von unten ruft. «Sie», sagt sie, «steht vor der Tür und hämmert gegen das Holz.» Als er öffnet, um mit ihr zu reden, schiebt sie den Fuss in den Spalt. «Du Arschloch, wieso meldest du dich nicht!» Sie drückt ihn an die Wand, schlägt ihm die Brille aus dem Gesicht. Die Gläser zerbersten auf dem Boden. «Nein, ich geh nicht! Ich bleib jetzt hier!» Er schafft es nicht, sie durch die Tür zu schieben. Sie schlägt um sich, wie im Wahn. Er denkt: Soll ich die Polizei rufen? Im eigenen Haus? Wegen einem Mädchen, das 40 Kilo wiegt?

Er legt sich ins Bett. Sie prügelt auf ihn ein: «Schläfst du schon, du Wichser?! Wach auf! Küss mich!» Er greift nach ihrer Kehle und drückt sie weg, um den Schlägen zu entgehen. Er schnappt seine Klamotten und legt sich in der Stube aufs Sofa. Sie rennt ihm hinterher. Morgens um fünf, als sie erschöpft in den Schlaf gesunken ist, flüchtet er ins Büro.

Er hat schon lange keine Frauen mehr kennengelernt. Jedes Gespräch, das er führt, dreht sich früher oder später um sie, keine Frau will das hören. —>

# Ja zu schuppenfreiem Haar. Ja zu mehr Natur. Ja zu RAUSCH.



Erleben Sie die befreiende Kraft der Kräuter mit der neuen RAUSCH Hufplattich ANTI-SCHUPPEN SPÜLUNG. Die RAUSCH ANTI-SCHUPPEN-Linie befreit nachhaltig und mild von Schuppen und reguliert die Kopfhaut. Juckreiz und Entzündungen werden spürbar gemildert. In Apotheken / Drogerien / Warenhäusern.

[www.rausch.ch](http://www.rausch.ch)

Hufplattich  
(Tussilago farfara L.)



DAS MAGAZIN 46/2014



Noemi D. / Gewinnerin RAUSCH-Modelwettbewerb

Er betrinkt sich immer öfter, um ihre Nachrichten, ihren Telefonterror für ein paar Stunden zu vergessen. Auf dem Rückweg stürzt er mit dem Velo über einen Bordstein. Ein dumpfer Schmerz, alles dreht sich, er fährt heim, legt sich ins Bett, mittags steht er auf und bemerkt, dass ein Knochen an seiner Schulter absteht. Erst gegen acht Uhr abends schafft er es, sich ins Spital zu schleppen. Die Schulter ist gebrochen. Eine Woche später wird er operiert.

Seine Freunde hören ihm ratlos zu. Manche fragen: «Was ist nur mit der los, warum tickt die so aus?» Frauen, die er kennt, haben über Facebook Beschimpfungen erhalten. Sie wissen nicht, wie sie damit umgehen sollen, und erzählen ihm erst spät davon.

Er kommt abends nach Hause und sieht: Seine Haustür ist verkratzt. Der Inhalt des Müllsacks, der vor der Tür gestanden hatte, ist über die Wiese verteilt. Plastiktüten, leere Joghurtbecher, Essensreste. Die Beifahrertür seines alten, schwarzen Volvos ist verkratzt. Die Scheibenwischer abgebrochen. Die Tomatenpflanzen aus der Erde gerissen und im Garten verstreut.

Er geht mit Bauchschmerzen zum Arzt, der diagnostiziert eine Blinddarmentzündung. Bei der Ultraschalluntersuchung stellen die Spezialisten fest, da ist noch was, Differentialdiagnose Tumor. Er muss im Spital bleiben, wird für vier Tage an einen Tropf angeschlossen, Antibiotika-Therapie. Nach drei Wochen geht er zur Darmspiegelung. Der Arzt wundert sich, es sei alles in Ordnung, nur eine Überreaktion des Darms, die auch den Blinddarm angegriffen hat. Psychosomatisch bedingt.

*Und hast du heute deine intrinschen freunde, deine mutter und deine ex und nicht ex buenzli pfozzen gefickt?*

*Und geschlagen?*

Irgendwann passiert noch was, denkt er. Irgendwann schlage ich sie bewusstlos.

Er überwindet sich und geht zur Polizei. Lange hat er mit sich gerungen. Wer geht schon gern zur Polizei? Die Beamten machen gerade Feierabend. Er soll am nächsten Tag wiederkommen.

Wenn man euch braucht, seid ihr nicht da!, denkt er.

Es vergehen ein paar Tage, bis er sich erneut aufrafft. Der Beamte hört ihm zu und sagt: «Hier sind Sie falsch, Sie müssen zur Stalking-Abteilung gehen.»

In der Fachstelle für Gewaltdelikte der Stadtpolizei soll er ein Formular ausfüllen. Wo wohnt er? Wer wird beschuldigt? Was ist vorgefallen? Er schreibt: Ich werde gestalkt. Die Beamten versuchen ihn zu beruhigen. Das gehört dazu, wenn Beziehungen auseinandergehen. Dann schreibt man sich solche SMS. Weil es so einfach ist. Das hört wieder auf. Ihm wird eine Broschüre überreicht, er soll warten, der Detektivposten werde sich bei ihm melden.

Sie droht ihm: «Du hast mich gewürgt, ich war beim Arzt, und ich werde dich anzeigen.» Was, wenn sie behauptet, er habe sie vergewaltigt? Es stünde Aussage gegen Aussage.

Er denkt: Jetzt macht doch mal was!

Beim nächsten Mal nimmt der Beamte ein fünfseitiges Protokoll auf. Als er es unterzeichnet hat und die Polizeistation verlässt, ist es 14 Uhr an einem Freitag. Im «Si o No» ist er mit einem Freund auf ein Glas Bier verabredet. Im Minutentakt treffen die Nachrichten auf seinem Handy ein.

*Schwesterficker.*

*Also hurensohn um 6 bist du sicher zu hause. →*

**Er kommt abends nach Hause und sieht:  
Seine Haustür ist verkratzt. Der Inhalt des Müllsacks ist über die Wiese verteilt.**

DAS MAGAZIN 46/2014

# «Entdecken Sie heute unser neustes Meisterwerk!»

Jakob Schuler

**Der neue Spitzenjahrgang**



**IL GOVERNO NOBILE, SELEZIONE FELLINI 2013:  
Geschmeidig, fruchtig und aromatisch**

Vinifikation: Governo, die Ursprungsmethode des Amarone und des Ripasso

Herkunft: Toscana, Chianti-Gebiet, Traubensorte: Sangiovese, Merlot, Colorino Ausbau: 3 Monate in Barriques, Farbe: Sehr dichtes Kirsch, violette Reflexe, Bukett: Intensiv, warm, Konfitüre, schwarze Beeren, Dörripflaume, reife Kirschen, süssliche Gewürze, Pfeffer, mediterrane Kräuter, Geschmack: Weicher Anrunk, dicht, schöne ausgewogene Struktur, gut eingebundene Gerbstoffe, aromatisch, reife Kirschen, Dörripflaume, Gewürze, langer Abgang, Alkohol: 13.5 Vol.%, Idealalter: 2014 – 2018, Genuss zu: Wildgerichte, Lamm, rotes Fleisch, Grilladen.

**Degustations-  
Rabatt  
-43%**

**6 Flaschen IL GOVERNO NOBILE + 2 luxuriöse Weingläser für nur CHF 79.– statt CHF 139.20**



**Gleich bestellen! Gratis SMS an 880**

Senden Sie eine kostenlose SMS mit Kennwort **GENUSS 1** (für 1 Paket) oder **GENUSS 2** (für 2 Pakete) + Name, Adresse an die Zielnummer 880.

Beispiel: GENUSS 2, Hans Muster, Musterstrasse 9, 9999 Musterstadt.



[www.schuler.ch](http://www.schuler.ch)



Tel.: 041 819 33 33

**Geniessen ohne Risiko:**

Sollte Ihnen wider Erwarten dieser Wein nicht munden, erhalten Sie **den vollen Kaufpreis zurückerstattet!**

**Ja**, bitte senden Sie mir \_\_\_\_\_ **Meisterwerk-Pakete** mit 6 Flaschen IL GOVERNO NOBILE 2013 und 2 exklusive Kristall-Weingläser zum Netto-Preis von nur **CHF 79.–** statt CHF 139.20. Wir schenken Ihnen die Versandkosten im Wert von CHF 9.50 bei einer Bestellung von 2 Meisterwerk-Paketeten.

**Streng limitierte Menge: Max. 2 Meisterwerk-Pakete pro Haushalt**  
Coupon in Kuvert einsenden an: SCHULER St. JakobsKellerei, Franzosenstrasse 14, 6423 Seewen-Schwyz.

Vorname/Name \_\_\_\_\_

Strasse/Nr. \_\_\_\_\_

PLZ/Ort \_\_\_\_\_

Tel.-Nr. (für Rückfragen) \_\_\_\_\_

E-Mail (für Rückfragen) \_\_\_\_\_

Geburtsdatum (wir liefern ausschliesslich an Erwachsene) \_\_\_\_\_

Mit Ihrer Bestellung erklären Sie sich mit unseren Geschäftsbedingungen einverstanden. Diese finden Sie auf [www.schuler.ch/agb](http://www.schuler.ch/agb). Die Besteller sind mit der Erfassung Ihrer Daten einverstanden, um auch in Zukunft Informationen der SCHULER St. JakobsKellerei zu erhalten. Wir liefern ausschliesslich an erwachsene Personen.

Über 300 Jahre Weinkultur

**SCHULER**  
ST. JAKOBSKELLEREI 1694

Nur gültig solange Vorrat oder bis 15. Dezember 2014

nr1411b001.362

# Die Nachrichten gaben ihm das Gefühl, gebraucht zu werden. Nun fühlt er sich wie auf Entzug. Er beginnt, sich Sorgen zu machen.

*Dann kannst du wählen. Mit schaufel sollte ich deinen kopf einschlagen oder deinen kopf in die wand schwesterficker*

Er sitzt in der Sonne und erzählt seinem Kollegen von dem Besuch bei der Polizei. Endlich, ich war da. Da klingelt das Telefon. Es ist weder ihre Natelnummer noch eine Telefonzelle. Denn die Nummern aus den Zürcher Telefonzellen enden auf 99. Das weiss er, denn er hat sie alle sperren lassen, nachdem sie anfang, von Telefonzellen aus anzurufen, weil er ihre Anrufe nicht mehr entgegennahm. Am Telefon ist der Kriminalbeamte von der Fachstelle Stalking. Er hat sie vorgeladen, sie war bereits bei ihm. «Sie war einsichtig, gibt alles zu und wird Sie künftig in Ruhe lassen.»

Monatlang hatte er rund um die Uhr Anrufe, SMS, Facebook-Nachrichten bekommen. Nun ist es still. Er hatte sich daran gewöhnt, mit dem Gedanken ins Bett zu gehen: Ich muss das Natel ausschalten, sonst weckt sie mich auf. Morgens fragte er sich als Erstes: Was hat sie heute geschickt? Die Nachrichten gehörten zu seinem Leben, sie strukturierten seinen Alltag. Sie gaben ihm das Gefühl, gebraucht zu werden. Nun fühlt er sich wie auf Entzug. Er beginnt, sich Sorgen zu machen: Was ist passiert? Wurde sie aus der Wohnung geschmissen? Ist sie verhungert? Hat sie sich umgebracht?

Und dann macht er einen Fehler. Er ruft sie an.

«Weisst du, ich muss raus aus der Wohnung, ich hab dich immer noch lieb, ich brauch Geld», jammert sie.

Sein zweiter Fehler: Er überweist ihr 2500 Franken. Mitleid? Gewohnheit? Er weiss es selbst nicht.

Manchmal sieht er sie irgendwo aus der Ferne, in der Roten Fabrik, auf einer Party. Dann geht er sofort nach Hause. Immer

wieder steht sie vor seiner Tür. Er ruft die Polizei, aber bis der Streifenwagen vor seiner Tür steht, ist sie weg. Er leidet unter Verfolgungswahn, kann nicht mehr schlafen.

Der Polizist rät ihm, ein Rayonverbot für zwei Wochen zu beantragen. Er erhält eine ausgedruckte Karte, auf der eine Linie eingezeichnet ist, die gleiche Karte wird ihr zugeschickt. Sie darf sich seiner Arbeitsstelle und seinem Wohnort nur noch auf ungefähr 1,5 Kilometer nähern. Er hat die Möglichkeit, das Rayonverbot um drei Monate zu verlängern, aber dann verpasst er die Frist. Das kommt nicht von ungefähr, wird der Psychologe später zu ihm sagen. An dem Tag, an dem das Verbot abläuft, trifft ihre erste Nachricht ein.

*Mit schaufel in deine fresse hurensohn.*

*Du magst anscheinend meine überraschungsbesuche hurensohn.*

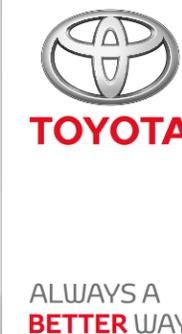
Er wünscht sich, dass sie mit einem Messer auf ihn losgeht. Denn dann würde sie verhaftet werden – und es wäre endlich vorbei.

Am 18. September 2013 kommt das neue Betriebssystem iOS 7 von Apple auf den Markt. Nun kann man Anrufe, die auf dem iPhone eintreffen, blockieren. Endlich kann er sein Natel wieder einschalten, ist für Kollegen wieder erreichbar.

Aber dann beginnt sie, ihm E-Mails zu schreiben. Es ist einfach, sich vor ihnen zu schützen, E-Mails kann man direkt in den Spam-Ordner umleiten. Aber inzwischen denkt er anders. Er will die Nachrichten nicht mehr möglichst schnell vergessen – er hat angefangen, sie zu dokumentieren. Er will Beweise sammeln. —>

# UNVERWÜSTLICH & LEGENDÄR DIE TOYOTA 4x4-IKONEN

JETZT MIT BIS ZU CHF 7'000.-\* CASH BONUS



**RAV4**  
AB CHF 29'900.-\*  
(inkl. CHF 2'000.- Cash Bonus)

**2,9%  
LEASING**



toyota.ch



**HILUX**  
DER UNVERWÜSTLICHE 4x4  
AB CHF 26'900.-\*

**SIENNA**  
DER 4x4-LUXUS-VAN  
AB CHF 59'900.-\*

**LAND CRUISER**  
DIE 4x4-LEGENDE  
AB CHF 39'950.-\*

**LAND CRUISER V8**  
DER 4x4-KÖNIG  
AB CHF 89'700.-\*

\* Empf. Netto-Verkaufspreis nach Abzug eines möglichen Cash Bonus, inkl. MwSt. **RAV4** Luna 2,0 4x4, 111 kW (151 PS), 5-Türer, CHF 31'900.- abzgl. Cash Bonus von CHF 2'000.- = CHF 29'900.-, Ø Verbr. 7,3 l/100 km, Ø CO<sub>2</sub> 169 g/km, Energieeffizienz F. Abgebildetes Fahrzeug: **RAV4** Style 2,2D-4D, 110 kW (150 PS), Getriebe man., CHF 42'400.- abzgl. Cash Bonus von CHF 2'000.- = CHF 40'400.-, Ø Verbr. 5,7 l/100 km, Benzinäquivalent 6,4 l/100 km, Ø CO<sub>2</sub> 149 g/km, Energieeffizienz C. **Hilux** Terra 2,5 D-4D 4x4 Single Cab, 106 kW (144 PS), Getriebe man., CHF 26'900.-, Ø Verbr. 7,6 l/100 km, Ø CO<sub>2</sub> 200 g/km. Abgebildetes Modell: **Hilux** Sol Premium 3,0 D-4D 4x4 Double Cab, 126 kW (171 PS), Getriebe man., CHF 44'400.-. **Sienna** 3,5 l V6 Dual VVT-i, 4x4, 198 kW (269 PS), CHF 66'900.- abzgl. Cash Bonus von CHF 7'000.- = CHF 59'900.-, Ø Verbr. 11,3 l/100 km, Ø CO<sub>2</sub> 260 g/km, Energieeffizienz G. **Land Cruiser** Profi 3,0 D-4D 4x4, 140 kW (190 PS), 3-Türer, Getriebe man., CHF 39'950.-, Ø Verbr. 8,1 l/100 km, Benzinäquivalent 9,1 l/100 km, Ø CO<sub>2</sub> 214 g/km, Energieeffizienz F. Abgebildetes Fahrzeug: **Land Cruiser** Sol 3,0D-4D 4x4, 140 kW (190 PS), 5-Türer, Getriebe man., CHF 66'950.-. **Land Cruiser V8** Luna 4,5 V8 D-4D 4x4, 200 kW (272 PS), 5-Türer, Automatikgetriebe, CHF 89'700.-, Ø Verbr. 9,5 l/100 km, Benzinäquivalent 10,6 l/100 km, Ø CO<sub>2</sub> 250 g/km, Energieeffizienz G. Abgebildetes Fahrzeug: **Land Cruiser V8** Sol 4,5 V8 D-4D DPF 4x4, 200 kW (272 PS), 5-Türer, Automatikgetriebe, CHF 100'800.-, Ø CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 148 g/km. **Leasingkonditionen:** Effektiver Jahreszins 2,94%, Leasingzins pro Monat inkl. MwSt., Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung 15%, Kaution vom Finanzierungsbetrag 5% (mind. CHF 1'000.-), Laufzeit 48 Monate und 10'000 km/Jahr. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Die Verkaufsaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse mit Inverkehrsetzung ab 1. November 2014 bis 31. Dezember 2014 oder bis auf Widerruf. Toyota Gratis-Service beinhaltet kostenlose Servicearbeiten bis 6 Jahre oder 60'000 km (es gilt das zuerst Erreichte). Der **Hilux** und der **Land Cruiser** Profi sind vom Gratis-Service ausgeschlossen. Abbildungen zeigen aufpreispflichtige Optionen.

*Betreff: du wirst mich nicht noch einmal berühren fotzenjäger. du bist von anderen Pfoten versaut worden bist. und wieviele Kinder bekommst du schwesterficker*

Als er am 6. November 2013 morgens ins Büro kommt, zitieren seine Chefs ihn ins Sitzungszimmer. Sie legen ihm eine ausgedruckte E-Mail vor, die sie erhalten haben. Das Schreiben beginnt mit seinem vollen Namen und seiner privaten Adresse:

*... ist bei der Polizei als Sadist, Frauenschläger und Gewalttäter vortotiert und hat den Kopf seines Opfers, die eine Frau ist, in die Wand geschlagen, so dass sie Gehirnerschütterung gekriegt hatte, danach wollte er sie erwürgen, deshalb konnte sie eine Woche lang nicht schlucken und beide Augen waren bis zum Blau geschwollen geschlagen.*

*Sogar hat er die Gewohnheit, das Opfer mit anderen Frauen zusammen anzurufen, um ihr zu zeigen, wie sehr sie den Sex geniessen.*

*Und als es darum geht, dass er endlich seine Beziehung zu der Exfreundin aufgibt, hatte er sich ziemlich geweigert mit Lügelei usw. Und wegen dieser Exfreundin wurde die aktuelle Freundin zusammengeschlagen, verhungern lassen, gedemütigt usw. was Sadisten mit ihrem Opfer machen.*

Seine Chefs schauen ihn fragend an. Er versucht, sich zu erklären. In den folgenden Tagen bekommt er Anfragen von Systemadministratoren anderer Firmen, die ihre Büros im gleichen Gebäude haben. Sie hätten seltsame E-Mails bekommen. Ob er davon wisse? Ähnliche Nachrichten verschickt sie am 7. November um 9.33 Uhr, am 28. November um 6.15 Uhr und am 10. März 2014 um 8.23 Uhr – an mehr als zehn Firmen.

Er ringt sich durch, endlich einen Psychotherapeuten aufzusuchen. 160 Franken pro Sitzung. Lange hat er darüber nachgedacht und immer widerwillig gefunden: Sie ist krank, nicht ich. Warum soll ich da hingehen? Nun zahlt er das Geld gern. Der Therapeut sagt im ersten Gespräch: «Da gibt es nur eins:

## Der Therapeut sagt im ersten Gespräch: «Da gibt es nur eins: sofort Kontakt abbrechen.»

von heute auf morgen den Kontakt abbrechen. Nicht eine einzige Nachricht. Ihr habt keine Kinder, keine Eigentumswohnung, ihr seid nicht verheiratet. Du kannst die Beziehung einfach beenden, von heute auf morgen bist du da raus.» Bisher hatte er immer noch alle zwei, drei Wochen geschrieben: Hey lass mich in Ruhe. Das bringt doch nichts mehr. Es ist aus, versteh das endlich. Diesmal bleibt er eisern. Er geht jede Woche in die Therapie. Der Psychologe rät ihm, bei der Polizei eine Anzeige zu machen.

Am 21. Mai 2014 schreibt sie eine Mail, es wird die letzte sein.

*Betreff: man kann bei jemanden die ehre nicht verletzen, wenn es nie existiert hatte. Hurensöhnchen... und wie geht es mit der schwesterfickerei, hurensöhnchen? hast Du sie tüchtig zusammengeschlagen und gefickt?*

Es ist der Tag, an dem sie zur Befragung bei der Staatsanwaltschaft vorgeladen wird. Er weiss das, weil er nun regelmässig dort anruft, um sich nach den Fortschritten des Verfahrens zu erkundigen.

Am 3. September 2014 erhält er ein Schreiben von der Staatsanwaltschaft Zürich-Limmat. Betreff: Strafbefehl / Artikel 352 StPO. Straftatbestand: mehrfache Nötigung, mehrfa-

cher Missbrauch einer Fernmeldeanlage, mehrfache üble Nachrede, mehrfache Verleumdung, mehrfache Beschimpfung. Stalking ist in der Schweiz nicht strafbar, die Begleitumstände aber schon. Die SMS und E-Mails, die er gesammelt hat, dienen als Beweise. Eine Geldstrafe von 4500 Franken auf Bewährung wird über sie verhängt und eine Busse von 300 Franken. Die Verfahrenskosten von 900 Franken übernimmt die Stadt, weil sie nicht in der Lage ist, sie zu bezahlen. Die Staatsanwältin rät ihr, sich psychologisch behandeln zu lassen, was sie ablehnt.

Er hat noch einmal bei der Staatsanwaltschaft angerufen und gefragt: Was, wenn sie wieder anfängt? Wenn alles wieder von vorn beginnt? Was soll ich dann tun? Dann müsse er wieder zur Polizei gehen. Eine E-Mail reiche nicht, eine banale Beschimpfung sei zu wenig. Eine verleumdende Mail an die Arbeitskollegen reiche aber ganz sicher.

Sie hat ihn nun auch angezeigt.

Seither bekommt er keine E-Mails mehr. Die kriegt seit ein paar Monaten die Staatsanwältin. •

PAULA SCHEIDT ist Reporterin des «Magazins»; paula.scheidt@dasmagazin.ch  
Der Illustrator ZOHAR LAZAR lebt im US-Bundesstaat New York; www.zohar Lazar.com

**TINA KAUFTE EIN!**

**2015 ZÜRICH KAUFTE EIN!**

**NEU ab sofort erhältlich!**

**DIE 285 BESTEN SHOPPING-ADRESSEN**

Erhältlich im **App Store** | Erhältlich als **E-Paper**

**MIGROS Sélection**

Für alle, die wissen, was gut ist.  
[www.selection.migros.ch](http://www.selection.migros.ch)

**MIGROS**  
Ein M besser.

# DIE ABHÄNGIGE SCHWEIZ

Die neuen Geschichtsdarstellungen von Joëlle Kuntz und André Holenstein wirken noch immer wie Provokationen in einem Land, das sich von Europa unabhängig sieht.

Von Thomas Zaugg



DAS MAGAZIN 46/2014 – BILD: PARLAMENTSDIENSTE 3003 BERN

Neue Sehgewohnheiten im Rückblick: Fotografie der Bundeshaus-Kuppelhalle von 1902, als James Viberts Monumentalgruppe «Die drei Eidgenossen» hier noch nicht zum Schwur angetreten war

Abhängig, weit gereist und rastlos waren die Eidgenossen, wenn man in ihre Geschichte zurückblickt. Gelehrte wie Albrecht von Haller konnten ihr Geld nur fern der bildungsarmen Schweiz verdienen. Das Söldnerwesen war für Kantone wie Freiburg ein überlebenswichtiger Wirtschaftszweig, ja die Grossmächte finanzierten damit die Modernisierung des eidgenössischen Militärs. Die Bündner Zuckerbäcker verkauften Kaffee und Süssigkeiten in Venedig und St. Petersburg. Die Tessiner Saisonarbeiter verliessen ihre Familien jeweils für ein halbes Jahr, während Baumeister wie Fontana in der alten, knausrigen Eidgenossenschaft ohnehin kaum solche Auftragsobjekte bekamen wie päpstliche Paläste oder die Kuppel des Petersdoms.

Von solchen Beispielen quellen sie fast über, die neuen Bücher der Westschweizer Journalistin Joëlle Kuntz und des Berner Historikers André Holenstein. Kuntz beschreibt die «Kunst der Abhängigkeit» der Eidgenossen, während Holenstein den Kleinstaat seit jeher mitten in Europa sieht, zwischen Verflechtung und Abgrenzung. Obwohl Kuntz' Essay auf Französisch lange vor dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative vorlag, ist klar, dass es sich auch um politische Stellungnahmen handelt. Doch obwohl sie ein Stück weit Geschichtspolitik betreiben, verfehlen die Bücher ihren Punkt nicht. Im Kern befassen sie sich mit einem Langzeitproblem: damit, dass Schweizer Geschichte noch immer ähnlich isoliert vermittelt wird, wie sie den beiden Autoren politisch provinziell erscheint.

Holenstein verlangt daher eine transnationale Geschichtsdarstellung. Und Kuntz liess bereits mit ihrer «Schweizer Geschichte – einmal anders» die Landesgeschichte in bunte kantonale Sonderfälle ausfransen. In ihrem neuen Buch lautet die Hauptthese: Die helvetische Unabhängigkeit entstand im 19. Jahrhundert als Mythos und verfestigte sich ab den 1930er-Jahren, als sich die Schweiz vom totalitären Ausland zu distanzieren begann. Selbst frontistische Kreise wollten nicht völlig aufgehen als Gau in Hitlers kommendem Europa. Alle suchten sie nach einem alteidgenössischen Nukleus. Unter dem Schutzschirm der Nato war es im Kalten Krieg dann nur noch

Formsache, der sogenannten Unabhängigkeit treu zu bleiben.

Joëlle Kuntz fordert eine veränderte Perspektive, eine «Geschichte der Verbindungen, Verpflichtungen und Zwänge», an deren Ende die heutige Schweiz orientierungslos stehe. Das Genie der Eidgenossen habe stets darin bestanden, ihre Abhängigkeit positiv auszuhandeln. 1815 hätten sich so die Eidgenossen ihre Unabhängigkeit nur erkämpfen können, weil die Grossmächte in ihrer Mitte eine neutrale Pufferzone wünschten. Im Grunde aber fühlte man sich lange Zeit und für alle sichtbar dem Reich zugehörig: Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts verschwanden in der Schweiz die kaiserlichen Insignien aus den offiziellen Wappen und Siegeln. Im 19. Jahrhundert strömten aus dem royalen Ausland politische Flüchtlinge in die liberale Schweiz. Hierzulande belebten sie das Pressewesen oder brachen manchen Aufstand mit ihren Ideen vom Zaun.

## Ein Dank gebührt Napoleon

Von der Abhängigkeit der Schweiz zeugt insbesondere auch ihre Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert, der Joëlle Kuntz eines der interessantesten Kapitel ihres ansonsten etwas eklektischen Buches widmet. Zwischen dem Bundesbrief von 1291 und der Verfassung von 1848 bestünden selbstverständlich keine inhaltlichen Übereinstimmungen, widerspricht die Autorin jüngsten revisionistischen Tendenzen. Doch bereits die Väter von 1848 versuchten den Schein zu wahren. Sie tilgten aus ihrem Verfassungswerk Spuren, die es als Kind der Französischen Revolution hätten erkennbar machen können. Noch war die Schmach der Helvetik unter Napoleons Joch nicht verdaut: «Die Schweizer vollzogen zwar eine Revolution, doch mit der Französischen Revolution hatten sie noch Rechnungen offen.» Die Gründerväter schrieben also «falsche Adoptionspapiere», alles sollte einer «alten Schweiz» entstammen. Dabei beruhte die Zürcher Kantonsverfassung jener Jahre auf Entwürfen des einflussreichen Wilhelm Snell. Der deutsche Rechtsgelehrte forderte unter anderem eine bessere Vertretung der Landbevölkerung und sollte bald auch in Bern Verfassungsgeschichte schreiben.

Die Bundesverfassung atmte 1848 sogar den Geist der Montagnards und Girondisten, zweier verfeindeter Parteien der französischen Nationalversammlung zur Revolutionszeit. Wider besseres Wissen behaupteten jedoch die Schweizer – wie Josef Anton Henne in St. Gallen –, das Volksveto sei altrömischen Ursprungs, oder unterschlugen – wie die Waadtländer Radikalen –, dass die Volksinitiative von der Verfassung der Girondisten inspiriert war. Vergessen ging, dass der siebenköpfige Bundesrat dem Direktorium der Französischen Revolution ähnelte. Weniger Mühe bekundeten die eidgenössischen Politiker mit ihrem Bekenntnis zur Schwesterrepublik: Das Zweikammersystem von National- und Ständerat war ein Import aus den USA. Das öffentliche Bewusstsein aber prägten grossmundige Behauptungen: Die neue Verfassung sei «rein» von jedem fremden Einfluss, meinte der künftige Bundesrat Jonas Furrer.

Während es Joëlle Kuntz etwas einseitig auf die Abhängigkeit abgesehen hat, kommen in André Holensteins Darstellung Abgrenzung und Verflechtung gleichberechtigt vor. Trotzdem bleibt es eine «schweizerische Verflechtungsgeschichte», wie der Autor sein Buch charakterisiert. Holenstein erzählt ungemein anekdotenreich, ohne je anekdotisch zu werden. Natürlich grenzten sich eidgenössische Autoren im 15. Jahrhundert als «frume, edle puren» vom Adel ab. Und die Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts brachte Werke wie Hallers «Die Alpen» hervor, in denen die Grobschlächtigkeit der Schweizer gegen ausländische oder urbane Schöngestigkeit ausgespielt wurde. Abgrenzungsdiskurse, die jedoch nicht über die Verflechtungen und Zufälle schweizerischer Geschichte hinwegtäuschen können.

Auf die Spitze getrieben: Zerstritten und in Revolutionen sich auflösend, verdankten es die Schweizer dem Mediator Napoleon, dass er sie ab 1798 einigend unterdrückte. Sie hatten Glück, dass Napoleons General Brune ihr Land nicht in die drei Republiken Helvetien, Tellgau und Rhodanien aufteilen durfte, obwohl die Urkantone dies begrüsst hätten. Glücklicherweise auch, wie Bonaparte 1802 die verfehdeten Schweizer Politiker nach

Paris zitierte, um ihnen den Föderalismus zurückzugeben und die Erweiterung um «zugewandte Orte» wie St. Gallen anzuregen.

Napoleon einte die «innerlich haltlose Eidgenossenschaft», schrieb der Historiker Herbert Lüthy bereits 1964. Nach Bonapartes Untergang machten sich 1814/15 die royalistischen Mächte in Wien an die Neuordnung Europas. Doch auch damals war es, so Lüthy, «nicht eine Welle eidgenössischer Solidarität und nationalen Zusammengehörigkeitswillens, was die Schweiz zusammenhielt und sogar vergrösserte, sondern die Staatskunst des Wiener Kongresses, die zwischen Frankreich und Mitteleuropa von Sardinien-Piemont bis zum Vereinigten Königreich der Niederlande eine Zone starker Pufferstaaten errichtete, in der auch eine verstärkte neutralisierte Schweiz unter dem Protektorat der Heiligen Allianz «im Interesse ganz Europas» ihren Platz hatte». Als von den Grossmächten tolerierter «Solitär» bestand die Schweiz weiter, und erst dadurch begann ihr Sonderfall so richtig. Andere Kleinstaaten waren der grossen Flurbereinigung zum Opfer gefallen, die Na-

oleon oder seine Feinde vorangetrieben hatten. Nach und nach verklärten die Bundesstaatsgründer von 1848 diese Glücksgeschichte und ihr mühsames Einigungshandwerk zu einer schönen Vereinigungsstory. Dass man insbesondere Frankreich so viel zu verdanken hatte, gipfelt heute in Verdrängung und der Behauptung, man sei so ganz anders als das zentralistische Paris.

### Ureigenes gegen Fremdes

In der Nachfolge von Roger Sabloniers «Gründungszeit ohne Eidgenossen» gelingt es André Holenstein, eine helvetische Verflechtungsgeschichte aufzudecken – eine Gründung, die alles andere als ein konfliktfreier Vorgang war. Davon hätten die Schweizer Historiker gern abgelenkt mit mittelalterlichen Schlachten von Morgarten bis Marignano: «Um nicht in den Wunden zu rühren, die eine Gründungsgeschichte mit Staatsstreich, Freischarenzügen, Bürgerkriegen, mit Bitten um auswärtige Interventionen und mit dem zweimaligen Untergang der alten Eidgenossenschaft 1798 und 1848 schlug, besann sich die vaterländische Geschichtsschreibung im Bundesstaat

auf die Anfänge der Eidgenossenschaft im Spätmittelalter.» Militärhistorischer Heroismus ersetzte die Komplexität.

Joëlle Kuntz und André Holenstein sind nur der Anfang. Mehr «Abhängigkeitsgeschichten» stehen für das Jubiläumsjahr 2015 wohl an. Sie werden einen schönen Kontrast bilden zum kommenden Gedenkfetischismus um Morgarten 1315 und Marignano 1515. Doch bleibt vorerst ein Makel hängen an den transnationalen Geschichten von Kuntz und Holenstein. Dass sie in Kategorien wie Abgrenzung gegen Verflechtung geschrieben wird, hätte besonders André Holensteins Darstellung nicht nötig; ein merkwürdiges Zugeständnis an jene, denen sich die Vergangenheit noch immer nur in Unabhängigkeit und Abhängigkeit, in Ureigenem und Fremdem erschliesst.

Joëlle Kuntz' «Zwischenruf» – so der Untertitel – kommt zudem nicht immer über das oberflächliche Beispiel hinaus. Kaum eine der Abhängigkeitsgeschichten erzählt die Autorin zu Ende, manche scheinen gesucht: 2010 hätten 23 Millionen Passagiere den Flughafen Kloten und 12 Millionen Genf-Cointrin benutzt,

schreibt Kuntz, was wohl nicht die Art von Abhängigkeit ist, gegen die sich eine Mehrheit zurzeit ausspricht. Auf die Frage, warum die Schweizer ihre Abhängigkeit vom Ausland vergessen haben, gibt Kuntz eine psychiatrische Antwort: Sie schreibt von «psycho-politischer Schizophrenie» gegenüber der EU, von einer «Strategie des Ausweichens» gegenüber der «Herausforderung des Friedens». Das schweizerische «Syndrom der Umzingelung» erkläre, weshalb der Kleinstaat für die Friedenswelt nach 1989 bis heute nicht bereit ist. Eine helvetische Kriegsneurose, scheint Kuntz zu glauben: «Offener Krieg, unterschwelliger Krieg, Kalter Krieg mit atomarer Abschreckung: Der Krieg war stets da oder stets möglich.»

Holensteins Schlussplädoyer fällt da gelungener aus. Das ganze Buch hindurch wird klar: Der Titel «Mitten in Europa» will auch etwas zur Gegenwart sagen. Die Schweizer hätten es wesentlich dem Einfluss der Grossmächte zu verdanken, dass ihre Heimat und die heillos zer-

strittenen Kantone nicht von der politischen Landkarte verschwunden sind. Von aussen kam jeweils die Stimme der Vernunft. Diese Herkunft soll verpflichten. Europa wiederum versteht Holenstein als «Kontinent von Kleinstaaten», der schweizerischer geworden sei.

Bereits der Neuenburger Denis de Rougemont glaubte nach 1945 an die Verschweizerung Europas, die sich dann aber nicht einstellte. André Holenstein hält noch daran fest. Gegenüber den Rückschlägen im europäischen Einigungsprozess sollen sich gerade Schweizerinnen und Schweizer in Nachsicht üben: «Bis 1798 scheiterten alle Anläufe zu einer stärkeren Verbindung unter den 13 eidgenössischen Kantonen.» Holensteins Pointe ist, dass sich aus der Vermittlung schweizerischer Geschichte so etwas wie Geduld mit dem europäischen Projekt ergibt: «Die Umwandlung des Staatenbunds von 1815 zum Bundesstaat von 1848 und damit der Durchbruch zu einem dynamischen, gestaffelten Souveränitätsverständnis, das die Souverä-

nität bei den Kantonen und beim Bund ansiedelt, gelangen nicht ohne militärische Gewalt. Im Vergleich dazu besticht der europäische Integrationsprozess durch ein hohes Tempo, eine bemerkenswerte Effizienz in der Lösung der damit verknüpften Probleme sowie durch konsequente Friedfertigkeit.»

Bleibt die Gegenfrage: Waren es nicht doch eher die Weltkriege, die Europa zur Einigung zwangen und die Schweiz zur Einigelung?

*André Holenstein: «Mitten in Europa. Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte», Hier und Jetzt, 2014*

*Joëlle Kuntz: «Die Schweiz – oder die Kunst der Abhängigkeit. Zwischenruf», NZZ Libro, 2014*

THOMAS ZAUGG ist redaktioneller Mitarbeiter des «Magazins»; thomas.zaugg@me.com

**GELESEN**  
«Bin ich nicht zu alt für so was?»

**GELESEN**  
Wie Miley Cyrus uns wirklich schocken könnte

Zwei Beiträge aus dem Tages-Anzeiger.  
Gedruckt, online, als App und in unserer Vielfalt an Blogs.

Du bist, was du liest. | **Tages-Anzeiger**

**COMITE INTERNATIONAL GENEVE**  
**IKRK**

## GEMEINSAM SETZEN WIR EIN ZEICHEN DER HOFFNUNG

**Wir leben in einer von Krieg gezeichneten Welt, in der Menschen schreckliche Leiden erdulden müssen. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) ist meist die einzige Hoffnung. Wir sind aber vermehrt auf unsere Spenderinnen und Spender angewiesen. Wollen Sie uns heute unterstützen?**

- **In Syrien** ist zur Gewalt der letzten Jahre die Wasserknappheit hinzugekommen. 2014 haben wir den lokalen Behörden weiter geholfen, Millionen von Menschen mit Trinkwasser zu versorgen. Aber unsere Arbeit ist auch hier noch längst nicht getan.
- **Im Irak** hat sich der Konflikt ausgeweitet. Bis September 2014 verliessen mehr als 1,5 Millionen Zivilisten ihr Zuhause und flohen vor den Kämpfen. Das IKRK hat seit Januar mehr als 1,3 Millionen Menschen mit Nahrungsmitteln und sonstiger Hilfe unterstützt.

**Mit Ihrer Hilfe können wir so viel mehr tun.**

**Herzlichen Dank für Ihre Spende auf [ICRC.org/Hoffnung](http://ICRC.org/Hoffnung) oder telefonisch unter: 022 304 06 17**

# Liebe deinen Nächsten

Bar  
**SCORDAPENE**  
Pizzeria - Gelateria



In Pozzallo auf Sizilien gehen die Einheimischen an die Beerdigungen der ertrunkenen Flüchtlinge. Manche geben ihr bestes Leintuch für die Toten.

Von Sandro Mattioli  
Bilder Mauro D'Agati

In der Bar «Scordapene», was so viel wie «Vergiss den Kummer» heisst, treffen sich abends die Fischer von Pozzallo und reden über die Folgen des Flüchtlingseleuds.



DAS MAGAZIN 46/2014



Am 14. Oktober 2014 kommen 299 Immigranten im Hafen von Pozzallo an.  
150 000 Menschen hat die Marine im Lauf eines Jahres auf dem Mittelmeer eingesammelt.  
Links: Gedenkstätte in Pozzallo



Mit diesen Bootswracks fuhren sie übers Meer: Seit Anfang Jahr landeten in Pozzallo an Siziliens Südküste bereits 24 000 Migranten an. Viele Flüchtlinge überlebten die Überfahrt nicht.



Er regte die Trauerfeiern für die ertrunkenen Flüchtlinge an:  
Luigi Ammatuno, Bürgermeister von Pozzallo

Es sind anstrengende Tage derzeit. Im Rathaus von Pozzallo, einem Städtchen ganz im Süden von Sizilien, stehen die Leute Schlange, denn Luigi Ammatuno, ihr Bürgermeister, wird in der Nacht für zwei Wochen zu den nach New York ausgewanderten Mitbürgern fliegen. Ein Mann lässt im Zorn die Tür knallen; er warte seit drei Stunden, tobt er, seit acht Uhr am Morgen, und noch immer sei er nicht an der Reihe. In der Gemeinde herrscht zudem Streit über den Haushalt, ein dickes Minus steht im Buch. Und die Staatsanwaltschaft ermittelt sowohl gegen den vorhergehenden Bürgermeister wie auch gegen den aktuellen Chef der Stadtpolizei wegen Untreue, Betrug und anderer Delikte. Doch all das ist es nicht, was Virginia Giugno verfolgt. «Ich bin müde», sagt sie leise und stützt ihren Kopf mit

beiden Händen auf die Lehne eines Stuhls im Sitzungssaal auf. «Ich halte diese Normalität einfach nicht mehr aus.» Mehr als 24 000 Migranten landeten bisher in diesem Jahr allein in Pozzallo an, im Schnitt mehr als 2000 Personen pro Monat. Eine monströse Zahl, bedenkt man, dass die Stadt lediglich 19 000 Einwohner hat. Viele überlebten die Überfahrt nicht, 70 Leichen wurden nach Pozzallo gebracht, die Gemeinde musste einmal den Kühlanhänger eines Lastwagens zum Leichenhaus umfunktionieren, um der Situation Herr zu werden. Für das gesamte Mittelmeer rechnen die Vereinten Nationen mit rund 3000 Toten, aber so genau weiss das niemand. Mehrere Tausend Kinder kamen ohne Begleitung. Oft haben die Kleinen Dramatisches erlebt, brauchen eine intensive Betreu-

DAS MAGAZIN 46/2014

Es gibt nicht den Schnupfen.  
**Es gibt nicht den Kunden.**



Deshalb sind wir keine Krankenversicherung für Kunden. Sondern für Menschen. Wir sind mit kostenloser medizinischer Beratung rund um die Uhr für Sie da.

Lassen Sie sich von uns beraten. In einer der 120 Agenturen, per Telefon unter 0844 277 277 oder auf [www.css.ch](http://www.css.ch). **Ganz persönlich.**



ung. Das ist die Normalität, von der Virginia Giugno spricht. Erst am Tag vor diesem Gespräch hat sie das letzte Kind, das ohne Eltern kam, in Obhut geben können. 48 Jahre ist sie alt, aber sie wirkt jünger mit ihren kruseligen dunklen Haaren. Seit zwei Jahren arbeitet sie als rechte Hand des Bürgermeisters, dazu ist sie Mitglied des Katastrophenschutzes. Sie sagt, sie kümmere sich um Migranten, seit sie in ihre Stadt kommen, also quasi schon immer. Giugno könnte sich eigentlich an die Situation gewöhnt haben, an die «Normalität». Doch vor allem die Minderjährigen, die allein über das Meer fahren, fordern sie, denn es werden mehr und mehr. Die Frau lacht immer noch gern; angenehm und einnehmend ist dieses Lachen. Ihr Blick aber bleibt ernst dabei. Virginia Giugno ist am Ende ihrer Kräfte.

Sie macht ihre Arbeit mit ganzem Herzen, doch das Herz hat einen grossen Nachteil: Es nimmt sich wichtiger als Kopf und Bauch. Und es kennt keine Müdigkeit. Deshalb wird Virginia Giugno eine halbe Stunde später an die Tür des Bürgermeisters, der sein Büro direkt neben dem ihren hat, klopfen, so wie sie es immer tut, und wird auf ihren Verstand hören, was sie nicht so oft tut. Sie wird ihrem Chef sagen, dass sie mit sofortiger Wirkung ihre Ämter niederlegt. «Mamma Virginia», wie die Kinder sie oft gerufen haben, Mamma Virginia wird dann Vergangenheit sein – nur nicht für sie selbst. Bei einem Treffen Tage später wird sie ihr Handy aus der Tasche holen und mit Wehmut die Bilder zeigen, die ihr ihre Jungs schicken, immer noch, selbst Monate nachdem sie sie in gute Hände gegeben hat.

#### Schwimmwesten für 600 Dollar

Pozzallo zieht sich mehrere Kilometer die Küste entlang, die Häuser sind niedrig, manche mit reicher barocker Verzierung wie das elegante Rathaus, die meisten eher ärmlich. Schon früh landeten hier Handelsschiffe an, um Frischwasser an Bord zu holen. Deshalb ist die Stadt auf Schiffskarten aus dem 15. Jahrhundert verzeichnet, ihr Name bedeutet «Brunnen am Meer». Es ist eigentlich ein Fischerstädtchen. Inzwischen lohnt es sich für die Männer der Stadt aber kaum mehr, am Morgen aufs Wasser hinauszufahren: Die Fischgründe sind leer gefischt, die Fischer an einer Hand abzuzählen. Die See nährt die Menschen der Stadt jedoch immer noch, selbst wenn sich neben den angestammten Obst- und Gemüsebauern ein paar Industriebetriebe angesiedelt haben: Viele Männer verdienen nun auf Kreuzfahrt- und Handelsschiffen ihr Geld, und rund hundert Menschen betreuen die Meeresmigranten – auch das in einer strukturschwachen Gegend ein nicht zu vernachlässigender Faktor.

Das Blau schimmert immer wieder durch die Häuserzeilen. Man sieht das Glitzern auf dem Wasser, spürt das leichte Kitzeln der salzigen Luft in der Nase. Gleich hinter den letzten Häusern liegt der Hafen. Weil er zu klein für grosse Schiffe ist, ankern die Transportfrachter der italienischen Marine vor der Küste, um die aufgesammelten Flüchtlinge abzuliefern. Kleinere Boote pendeln dann zwischen Schiff und Hafen, vor den Augen der ganzen Stadt.

Seit einem Jahr ankert die Marine sehr oft vor Pozzallo. Damals waren vor Lampedusa mehrere Hundert Migranten im Meer ertrunken. Wenige Tage danach hat die italienische Re-

gierung die Operation Mare Nostrum ins Leben gerufen. Seitdem suchen Militärs das Wasser zwischen Sizilien auf der einen Seite und Tunesien, Libyen und Ägypten auf der anderen Seite nach Schiffen ab. Wenn sie einen dieser völlig überfüllten Kutter sehen, fährt die Marine hin, nimmt die Menschen an Bord und bringt sie sicher an Land – nicht nur, wenn die Flüchtlinge sich in internationalen Gewässern befinden, sondern angeblich auch auf libyschem und tunesischem Gebiet. 150 000 Menschen hat die Marine im Lauf eines Jahres auf dem Mittelmeer so eingesammelt.

Es geht darum zu kontrollieren, wer nach Europa einreist, und die Schleuser festzunehmen. Vor allem aber geht es darum, die Leben der Geschmuggelten zu retten. Neun Millionen Euro pro Monat kostet das. Es hat sich herumgesprochen, dass Italien dem Sterben im Mittelmeer nicht länger zusieht. Selbst die Polizeiiboote aus Malta bringen die Flüchtlinge aus ihrem Gewässer inzwischen nach Italien, nach Pozzallo.

Die italienische Regierung hatte die Staaten Europas gebeten, sich an den Kosten zu beteiligen. Doch Europa unterstützt lieber Frontex, eine unter anderem von der Europäischen Kommission finanzierte Agentur. Mare Nostrum wurde daher zu Anfang November eingestellt.

Dies bringt einen Paradigmenwechsel mit sich, denn Frontex soll vor allem die Grenzen überwachen. Die Rettung von Menschenleben, die humanitäre Hilfe für Migranten – dieser Auftrag ist im Statut der Agentur nicht erwähnt, und sie hat in der Vergangenheit auch entsprechend agiert.

Im April dieses Jahres ist daher im Europaparlament eine neue Aussengrenzenverordnung beschlossen worden, die Frontex dazu verpflichtet, wie alle anderen auf dem Meer auch Seenotrettung zu leisten. Migrantenboote dürfen nicht mehr – wie zuvor geschehen – zurückgeschickt werden. Dem Reglement zufolge muss künftig auch geprüft werden, ob die aufgegriffenen Personen Anspruch auf Asyl haben. Vorausgegangen war dieser Verordnung die Klage einiger afrikanischer Flüchtlinge, die von italienischen Schiffen im Jahr 2012 wieder nach Libyen zurückgebracht worden waren, obwohl einige von ihnen Anrecht auf Asyl hatten. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte verurteilte diese Praxis.

Anfang November hat Frontex eine Mission namens Triton gestartet, die Mare Nostrum, so gut es geht, ersetzen soll. Spätestens Ende des Jahres wird Frontex das Ruder komplett übernommen haben. Für die Migranten, die in Nordafrika auf die Überfahrt warten, hat sich die Situation damit verschlechtert. Denn die neue Mission kann allein schon aufgrund der zur Verfügung stehenden Infrastruktur nicht das leisten, was Mare Nostrum geleistet hat. Auf der Internetseite von Frontex findet sich zudem dieser Satz: «Die Lebensrettung hat absolute Priorität bei jedem von Frontex koordinierten Vorgehen, der Fokus bei der gemeinsamen Operation Triton wird jedoch in erster Linie die Grenzverwaltung sein.» Das verheisst nichts Gutes. Es werden, man muss das so klar sagen, künftig wieder mehr Menschen im Meer ertrinken, unter der sengenden Sonne verdursten oder im Bauch völlig überfüllter und oft knapp seetauglicher Schiffe erstickten. Und damit mehr Leichen in Pozzallo an Land gebracht werden. —>

- Phil Hansen, Multimedia-Künstler -



«Nur wer anders denkt,  
verändert die Welt.»



DER MAZDA CX-5.

Wer sagt, dass man als Künstler eine ruhige Hand braucht? Indem er sein Handicap, das Zittern seiner Hand, dass über die Jahre immer schlimmer wurde, annahm, entdeckte Phil Hansen neue Wege, Kunst zu schaffen, und inspirierte Millionen.

Mit derselben Einstellung – Dinge anders machen, um sie besser zu machen – haben wir die SKYACTIV Technologie entwickelt. Sie kommt zum Beispiel im Mazda CX-5 zum Einsatz. Das Ergebnis: Ein Fahrzeug, das bezüglich Verbrauch und Leistung keinerlei Kompromisse eingeht. Entstanden ist so beispielsweise der SKYACTIV-D 150 Dieselmotor, der bei einem Verbrauch ab nur 4,6 l pro 100 km<sup>1</sup> beeindruckende 150 PS, begeisternde 380 Nm Drehmoment und puren Fahrspass bietet. Es handelt sich um den weltweit ersten serienmässigen Motor mit einem Verdichtungsverhältnis von 14:1.

MAZDA. LEIDENSCHAFTLICH ANDERS. Erfahren Sie mehr über unsere Markenphilosophie unter [www.mazdarebels.ch](http://www.mazdarebels.ch).

<sup>1</sup> Mazda CX-5 SKYACTIV-D 150 FWD. Mazda CX-5: Energieeffizienz-Kategorie A-E, Verbrauch gemischt 4,6–6,6 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emissionen 119–155 g/km. Durchschnitt aller verkauften Neuwagen 148 g CO<sub>2</sub>/km. Abgebildetes Modell: Mazda CX-5 Revolution SKYACTIV-G 160 AWD.





Das Geschäft ist für Fischer wie Giuseppe Agosta mühselig geworden: Sie haben oft Tote oder Körperteile von Ertrunkenen in ihren Netzen.

Es scheint seiner Natur zu entsprechen, dass der Mensch, wenn er sich anderswo ein besseres Leben erhofft, wandert, selbst wenn er dafür grosse Gefahren auf sich nehmen muss. Das war schon vor 60 000 Jahren so, als der Mensch sich von Afrika aus über die ganze Welt verbreitete. Und das ist heute immer noch so, wo die Menschen wieder von Afrika mit diesen Booten über das Meer kommen. Nur gibt es inzwischen Grenzen, und das macht die Wanderung, die so einfach sein könnte, kompliziert, gefährlich – und einträglich für die Organisatoren.

Es ist ein normales Business geworden. In Libyen, Tunesien und Ägypten warten die Schmuggler, sie nehmen mal 750, mal 6000 Dollar für die Überfahrt, Schwimmwesten kosten

extra, 600 Dollar. Das Geschäft ist durchorganisiert, mit angemieteten geheimen Wohnungen, in denen die Überfahrenden bis zur Abfahrt versteckt werden, mit Bustransporten und Lastwagenfahrten zum Ablegeort. Weigern sich die Passagiere angesichts des bedrohlichen Zustands der Schiffe mitzufahren, werden sie an Bord geprügelt. Allzu oft erklären die Schmuggler ein paar Mitfahrenden, wie man das Schiff steuert, und drücken ihnen ein Satellitentelefon in die Hand. Dann starten sie den Motor und überlassen die Gruppe ihrem Schicksal. Es hat sich herumgesprochen, dass die Schmuggler in Italien inzwischen nicht mehr unerkannt davonkommen. Die Polizei befragt die Mitfahrenden nach ihrer Ankunft und sichert Handyvideos als Beweismittel. Mehr als 360 Schleuser kamen so

in Haft. Eine negative Konsequenz dieses Vorgehens ist oft die Seenot, und auch deshalb war die Mission der italienischen Marine so wichtig: Sie konnte das Sterben im Mittelmeer wenigstens eindämmen.

Es ist normal geworden, dass sizilianische Fischer Tote und Körperteile in ihren Netzen haben. Es ist normal geworden, dass gestandene Schiffskapitäne weinen müssen, wenn sie die ausgemergelten Gestalten an Bord nehmen. Dass Kinder ohne ihre Eltern für die tagelange Überfahrt zusammengepfercht werden. Dass Jahr für Jahr Tausende Menschen im Mittelmeer verrecken, Ingenieure und Schuhmacher, Studenten und Ungebildete, Mütter, junge Männer und Kinder, und die Wellen schwemmen sie genau dort an Land, wo sie eine Zukunft vor sich sahen, schon halb verwest oder von Fischen angenagt, oder die Feuerwehr zieht ihre Leichen aus den Kuttern, voll von Kot und Urin der Menschen, die oben auf dem Leichenhaufen gehofft haben, die Überfahrt zu überleben.

### Der Bürgermeister weint

Es ist alles normal geworden, so verdammt normal, dass es sich nur ertragen lässt, wenn man es verdrängt. Das passiert im grossen Massstab in Europa, wo man die Länder an der Aussengrenze weitgehend mit dem Problem allein lässt, und das passiert inzwischen auch in Pozzallo, wo die Ankommenden sofort in das Erstaufnahmezentrum gebracht werden. Die Migranten bleiben nur wenige Tage, dann kommen sie in einem anderen Zentrum irgendwo in Italien unter. Inzwischen dürfen sie den Betonklotz im Hafen nicht mehr verlassen, und so ist Pozzallo paradoxerweise zu der einzigen Stadt auf Sizilien geworden, in der man keine afrikanischen Einwanderer auf den Strassen sieht. Soldaten bewachen das Aufnahmezentrum. Daneben verrotten die bunt bemalten Boote, mit denen sie kamen, dutzendweise. Inzwischen, heisst es, versenke die Marine die leeren Schiffe einfach draussen auf dem Meer.

Bis vor wenigen Monaten konnten sich die Migranten frei bewegen. In Pozzallo erinnert man sich, wie grosse Gruppen die Grünanlagen bevölkerten oder den Strand füllten. Vor dem Supermarkt hätten die Fremden gebettelt. «Die Leute sind doch arm dran», sagen die Pozzalles; sie verspüren Mitleid mit denen, die alles hinter sich liessen. Viele Sizilianer haben selber Auswanderer in ihrer Familie, die Situation als Einwanderer ist ihnen daher nicht fern. Nicht zuletzt ist man im Süden Italiens sehr gläubig, und hat nicht Jesus die Nächstenliebe gepredigt? Nachdem allerdings ein Migrant aus einer Gruppe abends im Park ein Mädchen begrapscht hatte, kochte die Wut hoch.

Dennoch kamen Ende Juli mehr als hundert Bürger zu einer Beerdigung von Menschen, die sie nicht kannten, ja, die sie nie zuvor gesehen hatten: 48 Menschen waren auf der Überfahrt gestorben, 48 Särge standen ordentlich aufgereiht auf dem Platz vor der Hafenaufsicht. Der Bischof von Noto predigte, sein muslimischer Kollege, der Imam aus Scicli, sprach bei der Trauerfeier, die Überlebenden der Fahrt legten Rosen auf die Särge ihrer Kameraden. Zwei Monate später die nächste Trauerfeier, wieder tote Überfahrer, 18 Särge dieses Mal, die Zeremonie auf dem Friedhof von Pozzallo, wo dann auch einige der Toten bestattet wurden, die übrigen in den umliegenden

Orten. An den Gräbern in Pozzallo sind schlichte Betontafeln angebracht, in welche die Registrierungsnummer der Toten gekratzt ist. Mit schwarzem Lack wurden die Namen aufgepinselt. «Damaalieu» steht da und «Oussman», so viel, wie man eben in Erfahrung bringen konnte. Auf zwei Tafeln weist lediglich ein Buchstabe auf das Schiff hin, mit dem die hier Begrabenen ankamen. Mehr weiss man nicht über sie.

Es war Bürgermeister Luigi Ammatuno, der diese Trauerfeiern angeregt hatte. Ammatuno ist ein älterer Herr, 65 Jahre alt, die grauen Haare im Bürstenschnitt, die Augen wach und hell. Er kommt im Poloshirt ins Büro, geht aber so aufrecht, dass selbst ein zerschlissenes T-Shirt an ihm elegant wirken würde. Ammatuno sagt, er sei sehr gläubig, sei Mitglied einer christlichen Bruderschaft. Im Aschenbecher auf seinem Schreibtisch sind ein paar sehr dünne, selbst gedrehte Zigaretten ausge-drückt. Er kommt hinter dem reich verzierten Ungetüm hervor und rückt einen Stuhl zurecht. Er will den Menschen gegenüber sitzen, wenn er mit ihnen redet.

Vor zwei Jahren war es, er hatte eben erst sein Amt angetreten. In der Nähe des Nachbarortes war ein Boot gestrandet, badende Touristen riefen sofort die Polizei und Ambulanzen, doch am Ende lagen 15 junge Männer aus Afrika da. «Maria Grazia, meine Frau, hat mich begleitet», erzählt Ammatuno. Spontan habe sie beschlossen, ihr bestes Leintuch für die Beerdigung zu stiften. Die Toten sollten nämlich gemäss den Vorschriften des Islam, in weisse Tücher gehüllt, bestattet werden. Es war ihr Hochzeitsgeschenk, es ist eine Tradition in Sizilien, jungen Paaren zur Vermählung ein Laken zu schenken. So kam es, dass ein jahrzehntelang gehegtes, noch nie benutztes und mit reicher Spitze verziertes Luxusleintuch die sterblichen Reste eines Migranten aufnahm. Ammatuno sagt, er sei stolz auf seine Frau. Hat er geweint, am Strand? Der Herr zögert, streicht sich über seinen Schnauzbart. Ist diese Frage nicht zu privat, sollte er als Bürgermeister, als Respektsperson die Antwort nicht schuldig bleiben? «Ja», sagt er schliesslich, «ja, ich habe geweint. Und zwar sehr viel.» Die Migrantenzahlen nahmen nach diesem Ereignis weiter zu. An manchen Tagen kamen drei Schiffe, mehr als 1000 Menschen mussten von einer Minute auf die nächste versorgt werden. «Es gab unangenehme Momente», erzählt Ammatuno.

Er fühlte sich allein, im Stich gelassen von Rom und von Brüssel. «Ich hätte laut werden können», sagt er, Hilfe für die Gemeinde fordern. Es seien genug Journalisten aus aller Welt da gewesen mit ihren Videokameras, Mikrofonen und Schreibblöcken. Doch Ammatuno hat Zurückhaltung bewahrt, auch weil er wollte, dass die Bürger ruhig bleiben. «Sie beobachten genau, wie ich mich verhalte.» Die Situation sei explosiv gewesen, sagt er, die Situation hätte leicht eskalieren können. «Auch deshalb wollte ich nicht der Bürgermeister sein, der rumschreit und jammert.» Und die Bürger blieben tatsächlich ruhig, weitgehend zumindest, bisher.

Es ist schwer zu sagen, ob Gemeinden eine Art kollektives Gedächtnis entwickeln und was so ein Gedächtnis zu bewegen vermag. In Pozzallo jedenfalls wurde Giorgio La Pira geboren, einer der Vordenker der italienischen Verfassung und lange Jahre Bürgermeister von Florenz. La Pira, 1977 gestorben, enga-

**annabelle**  
**MACHT SIE**  
**ZUM THEMA.**



**5 FÜR**  
**20 FRANKEN\***

Jetzt per Gratis-SMS  
fünf Ausgaben bestellen. Senden  
Sie «annabelle»  
plus Name & Adresse an Nr. 966

\* Angebot nur gültig für Neuabonnentinnen in der Schweiz bis 31. Dezember 2014. Abo-Preis für Ausland auf Anfrage. Preise inkl. MwSt. und Porto



Virginia Giugno, die rechte Hand des Bürgermeisters und Mitglied des Katastrophenschutzes, mit einem ihrer «Jungs». Sie kümmerte sich um die Kinder, die oft ohne Eltern übers Meer kommen.



Auf manchen Grabtafeln auf dem Friedhof in Pozzallo steht nur ein Buchstabe, der auf das Schiff hinweist, das den hier Begrabenen nach Europa und in eine bessere Zukunft bringen sollte.

gierte sich zeit seines Lebens für Frieden zwischen den Menschen, Staaten und Religionen, für ein Miteinander. In der Fussgängerzone in Pozzallo weist eine bunt blinkende Leuchtreklame auf ein Museum hin, das an La Pira erinnern soll. Noch ist es nicht eröffnet. Doch vielleicht wirkt sein Vorbild ja trotzdem nach.

In anderen Gemeinden Siziliens sind die Bürger nicht ruhig geblieben. In Agrigento etwa forderte der zweite Vorsitzende des Stadtrates ein Aufenthaltsverbot für afrikanische Migranten, um seine Bürger vor dem Ebolavirus zu schützen. Selbst gelegentliche Besuche im Stadtzentrum seien den Migranten zu untersagen, wenn sie nicht in Besitz eines Gesundheitszeugnisses seien.

Auch in Pozzallo könnte die Stimmung bald kippen. Die Ebola-Epidemie in Westafrika schürt die Angst vor Flüchtlingen. Eltern von Kindern der achten Klasse der städtischen Schule laufen gerade Sturm dagegen, dass acht afrikanische Kinder weiterhin an einem Begegnungsprojekt mit ihren Kindern teilnehmen können. Auch sie fordern, dass die Flüchtlinge ein Gesundheitszeugnis vorlegen müssen, dabei werden die Kinder ohnehin schon medizinisch überwacht.

Pozzallo ist mit seinen engen Gassen ein schönes Städtchen. Homer soll nördlich der Stadt an Land gegangen sein, von einem dicken alten Festungsturm im Zentrum aus wurden Angriffe von Schiffen auf dem Meer abgewehrt. Doch die Stadt kann nicht mit grossen Attraktionen punkten.

Den Mangel an Attraktionen gleicht Pozzallo mit umso schöneren Stränden aus: Goldgelb schimmert der Sand dort, er ist viel feiner als anderswo, das Wasser herrlich blau. Felsen unterbrechen die idyllischen Buchten. Sechs Strände in Sizilien dürfen sich derzeit mit der Blauen Flagge schmücken, dem internationalen Gütezeichen für Badestrände. Drei davon sind hier: der Strand vor der Stadt sowie die beiden rechts und links angrenzenden Küstenabschnitte. Trotzdem bleiben die Touristen aus.

Bürgermeister Ammatuno sagt, dass viele die Flüchtlinge als Grund genannt und sogar bereits gebuchte Aufenthalte storniert hätten. In einem offenen Brief an die Stadtverwaltung und die Regierung forderte der Vorsitzende des Handels- und

Gewerbevereins deshalb finanzielle Unterstützung; dies sei jedoch ausdrücklich nicht als rassistisch zu verstehen.

In der Bar «Scordapene», zu Deutsch: Vergiss den Kummer, treffen sich abends die Fischer. Es ist ein karges Lokal am Rande der Altstadt, aber es gibt sogar Pizza. Gegenüber hat die Stadtverwaltung im Jahr 2000 ein Denkmal hingestellt, das sie «allen Gefallenen des Meeres» gewidmet hat. Flüchtlinge sind damit vermutlich nicht gemeint, denn damals kamen noch kaum welche. «Wo denn?», antwortet einer der Fischer auf die Frage, ob er schon einmal Kontakt mit Migranten gehabt habe, «auf der Wasseroberfläche, in sieben oder in sechzehn Metern Tiefe?» Der Mann hat eine Bierflasche in der Hand, es ist früher Abend. Die Laune der Fischer ist in diesen Tagen nicht

allzu gut, denn sie dürfen nicht hinaus aufs Meer, die Bestände sollen sich erholen, und was ist schon ein Fischer, der nichts fängt? Zudem fangen sie nicht viel, selbst wenn sie hinausfahren, und die Flüchtlinge machen ihnen nur Ärger.

«Wenn ich ein Boot sehe, drehe ich ab und tu so, als hätte ich nichts gesehen», sagt der Mann, Giuseppe Agosta, genannt U Gnomo. Bis Oktober vergangenen Jahres galt ein Gesetz, das Fischer bestrafte, die Flüchtlinge an Bord nahmen, sie mussten sich als Schlepper vor Gericht verantworten. Nach der Katastrophe vor Lampedusa wurde dieses Gesetz geändert, doch es wirkt immer noch nach. Mit drastischen Folgen: Die Fischer machen um alles, was mit Migranten zu tun hat, einen grossen Bogen. «Einmal hatte ich da etwas im Netz, es sah aus wie eine Sexpuppe», berichtet U Gnomo. Es war jedoch keine Sexpuppe. U Gnomo hat die Leiche zurück ins Wasser geworfen, wie er es immer tut. «Das kann mir doch keiner beweisen», sagt er erregt. Andernfalls lege ihm die Staatsanwaltschaft sein Schiff für die Ermittlungen lahm, und die dauerten. Den Verdienstausschlag aber bezahle ihm keiner.

### Die Fischer weigern sich

«Es gab eine Gegend, da haben wir festgestellt, dass es dort viel Fisch gibt», berichtet ein Kollege von ihm. «Dann fuhr ich noch mal hin und sah: Da sind die Toten. Sechzehn Meilen von Pozzallo.» Ein anderer sagt über ein reiches Fischgebiet am anderen Ende von Sizilien, vor der Westspitze der Insel: «Früher arbeiteten dort vierzig Schiffe, man verdiente gutes Geld. Heute ist da keiner mehr, weil sich die Seemänner weigern. Bei jeder Ladung waren fünf, sechs Tote im Netz. Wenn die Leute erst ein, zwei Tage im Meer geschwommen wären, okay. Aber die treiben da schon seit einiger Zeit herum.» Das ist die Normalität: Die Strömung nimmt die Leichen mit sich. Wo die Toten sind, ist berechenbar, ist bekannt.

U Gnomo ist zwar 39 Jahre alt, sieht aber immer noch aus wie ein Bub. Er ist Fischer aus Leidenschaft. Seine Eltern arbeiteten in der Landwirtschaft, doch für ihn war schon immer klar, dass er aufs Meer hinausfahren will. Weil er kein gewaltiger Seebär ist, sondern klein und drahtig, haben ihn seine Freunde «U Gnomo» getauft – «der Zwerg». Er ist immer noch gern Fischer, atmet gern Meeresluft. Doch das Geschäft ist mühselig geworden.

Andauernd verfangen sich ihre Netze an den gesunkenen Booten, schimpft er. Er redet jetzt schneller, gestikuliert. «Das ist gefährlich, verstehst du? Wenn wir nicht aufpassen und weiterfahren, versenken wir uns selbst.» Und natürlich müsse man die Netze reparieren. Einmal, sagt er, sass er mit einem Kollegen am Hafen und flickte die Netze, als er jemanden von der Stadtverwaltung kommen sah. «Da haben wir schnell die Knochen aus den Netzen auf zwei Haufen geworfen und uns draufgesetzt. Später haben wir sie ins Wasser gekippt.» Menschenknochen.

Es gibt kaum eine Region, in der die Leute so verschieden aussehen wie in Sizilien: Es gibt rothaarige Hellhäutige und kleine Sizilianer mit fast schwarzer Haut, die klassische schwarzhaarige Matrona und den brünetten Typus – die fremdländischen Besatzer aller Jahrhunderte haben ihre Spuren

hinterlassen. Auch Abdelfettah Hassen ist nicht als Einwanderer zu erkennen, zumal ihn alle Franco rufen, einschliesslich seiner Frau, einer blonden Italienerin, allerdings gefärbt. Besser als der Obsthändler kann man wohl nicht integriert sein, aber das war nicht immer so, und Franco hat hart dafür gearbeitet.

«Jahr für Jahr habe ich alle sechs Monate wieder meinen Antrag für ein Ladenlokal gestellt und die 36,18 Euro Gebühr bezahlt», sagt er. Franco redet inzwischen in breitem sizilianischem Dialekt mit leicht arabischem Einschlag. Viele Jahre verkaufte er das Obst und Gemüse direkt vom Wagen, bis sich endlich ein Bürokrat erbarmte. Seitdem nennt Abdelfettah Hassen einen Holzpavillon sein Eigen.

Um vier Uhr am Morgen steht er auf und fährt zum Grossmarkt. Um sieben Uhr öffnet er sein Geschäft, das an der Strasse zum Hafen liegt. Er kennt alle, zumindest vom Sehen: die Stadtpolizisten, die Fischer, die Boutiqueninhaber und Ärzte, die Leute, die im Flüchtlingszentrum arbeiten.

Heute würde man sich vermutlich darüber streiten, ob der 16 Jahre alte Junge, der damals, 1979, allein aus Tunesien kam, ein Flüchtling war. Für Abdelfettah Hassen ist das keine Frage. «Ich war mit meiner Freundin unterwegs, mit fünf Bier in einer Tasche. Das reichte aus, um von der Staatspolizei mitgenommen und verhört zu werden. Und wer den Präsidenten kritisierte, wurde sofort verhaftet.» Natürlich war er ein Flüchtling.

Franco weiss, was in Pozzallo vor sich geht. Bis abends um neun, wenn er schliesst, ist der Tag lang, und viele, die zu viel Zeit haben – und das sind nicht wenige in Pozzallo –, kommen auf einen kurzen Schwatz mit dem freundlichen Händler vorbei. Najib Sboui zum Beispiel, ebenfalls aus Tunesien eingewandert, steht immer kurz nach Mittag vor der Theke. Sboui war Fischer und ist seit fünf Monaten arbeitslos. Doch der Grund, weshalb Franco einem seinen Freund vorstellen möchte, liegt weiter zurück.

Najib Sboui war schon in seiner Heimat Tunesien ein Fischer. «Ich kannte das Meer gut», sagt er, «ich war meist ohne Kompass unterwegs.» Irgendwann kam er auf die Idee, nicht nur Fische zu transportieren, sondern auch Menschen. Kurzum: Er wurde zum Schleuser. Mit den Schleusern von heute will er aber nicht in einen Topf geworfen werden. «Damals war der Name der Schleuser noch wichtig», sagt er, «denn sie standen für die Sicherheit anzukommen.»

•

In dem Brief, mit dem die italienische Regierung in Brüssel die Modifizierung ihres «Stabilitätsgesetzes» angekündigt hat, wird endlich ausgesprochen, dass die Deflation eine ernste Gefahr ist für die italienische Volkswirtschaft. Besser spät als nie! Die Deflation stellt heute kein blosses Risiko mehr dar. Sie ist in Italien – und in einem immer grösseren Teil der Eurozone – eine dramatische Realität.

Dennoch wurde das Problem in jüngster Zeit schlicht und einfach verleugnet. Ich würde schätzen, dass ich bereits vor über einem Jahr öffentlich gesagt habe, Europa steure auf eine Deflation zu. Doch man wollte nicht zur Kenntnis nehmen, was unverkennbar zutage trat. Der ökonomische Grundkonsens Kontinentaleuropas, der auf der Angst vor Inflation gründet, führte dazu, dass man einfach so getan hat, als würde das Problem nicht existieren. Das betrifft sogar die Sprachregelung: In den offiziellen Dokumenten der Europäischen Zentralbank ist weiterhin – ohne Ausnahme – von einem «tiefen Inflationsrisiko» gesprochen worden. Das ist auch heute noch so, obwohl unbestreitbar ist, dass Europa nicht in die Inflation, sondern in die Deflation abgleitet.

Amerikanische Ökonomen waren die Ersten, die diesen Widerspruch zum Thema machten, und ihre Analysen bleiben wegweisend. Schon seit einiger Zeit werden meine Befürchtungen bestätigt durch meine Kontakte mit dem Fed und mit Washingtoner Thinktanks. Der jüngste Bericht über «Die internationale Wirtschaft und die Wechselkurspolitik», den das amerikanische Finanzministerium für den Kongress erstellt hat, ist ein hochinteressantes Dokument. Es lohnt sich, es sorgfältig zu lesen. Die Dinge werden glasklar beim Namen genannt. So sagt der Bericht zum Beispiel, dass «Europa schlicht einer Deflation gegenübersteht» und dass es die ganze Welt mit dieser anzustecken droht, denn «die europäische Nachfrage ist ungewöhnlich schwach». Die Fehler Deutschlands werden mit einer Deutlichkeit ausgesprochen, von der in «offiziellen» Lagebeurteilungen auf dieser Seite des Atlantiks leider nichts zu sehen ist: Das US-Finanzministerium hält fest, dass Berlin die europäische Wirtschaft schwächt und in die Deflation treibt, weil Deutschland – obwohl sein Budget ausgeglichen ist – sich weigert, die Binnennachfrage zu stimulieren. Zudem werde Berlin eine flexiblere und expansivere Budgetpolitik auch auf EU-Ebene nicht zulassen.

### Deutschland in Angst

Es ist so weit gekommen, dass die Eurozone sich zum schwarzen Loch des globalen Wachstums gewandelt hat – zum Epizentrum eines potenziellen deflationären Erdbebens, das die gesamte Weltwirtschaft erschüttert. Die Gefahr ist umso grösser, als die meisten Zentralbanken in der entwickelten Welt ihre Zinssätze bereits praktisch auf null gesetzt haben. Trotzdem verharrt die Inflation in den USA, in Grossbritannien und sogar in China unter zwei Prozent. Die Inflationsprognosen mussten in den USA, Europa und Japan diesen Sommer erneut nach unten korrigiert werden.

Es gibt keinen Zweifel, dass diese Erschütterungen die kontinentaleuropäische Wirtschaft ins Herz getroffen haben. Im September lag die durchschnittliche Inflation in der Euro-

zone bei 0,3 Prozent (ohne Berücksichtigung der Ölpreise bei 0,8 Prozent). Eine Wirtschaftszone, die ein Fünftel des globalen Outputs generiert, rutscht ab in die Deflation und in die Stagnation. Die sogenannten Peripherieländer sind gefangen zwischen Hammer und Amboss, zwischen der Einheitswährung und ihrer abnehmenden Wettbewerbsfähigkeit. Weil es ihnen nicht möglich ist abzuwerten, um im Vergleich zu den nordeuropäischen Ländern ihre Wettbewerbsfähigkeit wiederherzustellen, müssen sie Löhne und Preise strikt unter Kontrolle halten. Nach sieben Jahren gibt es allerdings keine Anzeichen, dass auf diesem Weg der wirtschaftliche Abstieg vermieden werden kann, der allmählich die gesellschaftliche Ordnung unterminiert. Bisher haben wir jedoch nichts dagegen getan. Es mag stimmen, dass wir die Rezession ursprünglich aus den USA importiert haben. Amerika hat jedoch sofort reagiert und ist auf den Wachstumspfad zurückgekehrt, während wir Europäer gefangen bleiben in der Abwärtsspirale eines Dogmatismus, der auf überkommenen Budgetregeln und Deutschlands atavistischer Inflationsangst beruht.

### Geister der Vergangenheit

Der Maastricht-Vertrag erscheint wie ein Relikt aus prähistorischen Zeiten. Damals, im Jahr 1992, gab es so etwas wie Google, Facebook oder Twitter nicht. Wir lebten in einer anderen Welt. Das Internet machte seine ersten Babyschrittchen in Italien. Selbst 2001, kurz bevor der Euro in Umlauf gesetzt wurde, betrug Googles Umsatz nur 70 Millionen. Heute sind es 60 Milliarden. In den alten Maastricht-Zeiten war China noch eine hauptsächlich auf Autarkie ausgerichtete Volkswirtschaft, und sein Aufstieg zur industriellen Massenproduktion stand erst am Anfang. Europa war das Zentrum des Weltmarktes. Unter grossen Anstrengungen hatte es erst kurz davor gelernt, die Geister der Inflation zu bannen. Diese Geister kamen von weit her, aus der Zeit der Weimarer Republik (auch wenn daran erinnert werden sollte, dass die Nazis in Deutschland nur Fuss fassen konnten aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit, welche durch die deflationäre, von der Reichsbank als Reaktion auf den Crash von 1929 verfolgte Politik hervorgerufen wurde). Diese Geister machten in der Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg mehrfach Anstalten, die europäische Wirtschaft wieder zu bedrohen. Die Rahmenbedingungen, die in den Neunzigerjahren durch den Maastricht-Vertrag geschaffen wurden, waren vielleicht richtig für die damalige Welt und für die damalige Wirtschaftskultur. Heute sind sie schlicht und einfach unsinnig. Sie sind passé, genau wie das fundamentalistische Wirtschaftsverständnis, das sie zum Ausdruck bringen. Die Brille, durch welche in Europa Preisbewegungen und wirtschaftliche Entwicklungen betrachtet werden, ist ebenfalls passé.

Man musste kein Hellseher sein, um schon vor einigen Jahren zu merken, dass Deflation für Europa eine echte Bedrohung darstellt. Man musste lediglich das Geschehen draussen in der wirklichen Welt betrachten, wo Güter gekauft und verkauft und Preise ausgehandelt werden. Es war klar, dass der Ölpreis nach der Entwicklung der Fracking-Förderung fallen würde, selbst wenn man die verstärkte Ausbreitung energieeffizienter Technologien noch nicht mal berücksichtigt. Es war

# DIE DEFLATION UND DIE RENZI-REGIERUNG

Deutschland zwingt Europa einen Sparkurs auf. Dabei ist die wahre Gefahr für Europa seine Wachstumsschwäche.

Von Carlo De Benedetti



DAS MAGAZIN 46/2014 – BILD: SPLASH NEWS/CORBIS/DUKAS

Carlo De Benedetti (links) ist Unternehmer, Ingenieur – und Schweizer Bürger. Das Bild zeigt ihn auf dem Weg zur Jahresversammlung der italienischen Zentralbank in Rom.

## Die Deflation ist eine Krankheit, die nicht mit Aspirin oder dem Schraubenzieher bekämpft werden kann. Die Erwartungen müssen sich ändern.

klar, dass die Globalisierung den Preis von Produkten stark senken würde, deren Herstellung in Weltregionen verlagert wurde, in denen die Arbeitskosten um den Faktor 60 tiefer liegen als etwa in Italien. Es war offensichtlich, dass das Internet und das Onlineshopping die Preise zusätzlich unter Druck setzen würden. Wir hätten sofort darauf reagieren und die theoretischen Modelle abschaffen sollen, mit denen die zentralen öffentlichen Institutionen ihre Prognosen ausarbeiten. Stattdessen hätten wir die grösstmögliche Flexibilität entwickeln sollen im Umgang mit den sperrigen Leitparametern, die nun im Namen der vermaledeiten 3-Prozent-Defizitgrenze eine ganze Generation von Europäern abzustrafen drohen. Aber nein: Unsere Antwort waren die Austeritätspolitik und ausgeglichene Staatsbudgets. Erst jetzt nehmen wir zur Kenntnis, dass die Schuldenlast auf diesem Weg nicht schrumpft, sondern anwächst und in eine dramatische Spirale der Rezession, der Deflation und der immer höheren realen Zinskosten führt.

Die Deflation ist für alle Bürger ruinös. Am schlimmsten trifft sie Leute mit hohen Schulden. Die Kosten dieser Schulden werden immer erdrückender, und es wird immer schwieriger, sie zurückzuzahlen. Die weltweite private und staatliche Verschuldung beläuft sich nun auf 272 Prozent des globalen BIP. Niemand kann sich Deflation leisten. Am allerwenigsten Europa, dessen Bevölkerung 5 Prozent der Weltbevölkerung, dessen BIP 20 Prozent des Welt-BIP und dessen Gesamtverschuldung 50 Prozent der Staatsschulden der ganzen Welt entspricht.

Matteo Renzi hat sich als ausgezeichnete Politiker erwiesen, und er wird seine Rolle auch in Europa erfüllen. Insgesamt ist das neue Regierungsbudget positiv zu beurteilen. Genau genommen wird das kürzlich beschlossene Stabilitätsgesetz jedoch nichts dafür tun, Italiens Niedergang oder gar Absturz zu verhindern. Die mit dem Stabilitätsgesetz beschlossenen Massnahmen mögen zwar positiv sein, aber sie sind viel zu dürftig, um dem Land zu helfen, der Negativspirale von Rezession und Deflation zu entkommen. Ich komme zu diesem Schluss, weil sie keinen Beitrag leisten, um das Konsumentenverhalten und die Konsumentenerwartungen signifikant zu verändern. Ohne den Glauben an einen Turnaround und in der Erwartung, dass die Preise von einem Monat zum nächsten weiter sinken, wird die italienische Bevölkerung weiterhin ihre Kaufentscheide aufschieben.

So werden wir nichts erreichen. Wie hat es doch Larry Summers formuliert: Kein Leitzinssatz ist bei den heutigen Inflationsraten in der Lage, Investitionen und Ersparnisse ins Gleichgewicht zu bringen. Diese Arbeit muss nun von den europäischen Institutionen geleistet werden. Die EZB sollte ihren Beitrag leisten, indem sie Corporate Bonds (ein Markt

von über 9000 Milliarden), europäische Staatsanleihen und sogar amerikanische Schuldverschreibungen aufkauft. Deutschlands Widerstand gegen eine solche Politik ist bekannt, aber Mario Draghi hat sich bereits als fähig erwiesen, die Interessen des Euroraumes auch gegen den Druck seines Hauptaktionärs zu verteidigen. Was nützt, ist ein Inflationschock, der über das 2-Prozent-Ziel hinausschiesst, das ohnehin seit mehreren Monaten gar nicht mehr auf dem europäischen Radar zu sein scheint. Ein Inflationsziel in der Höhe von 3 bis 4 Prozent für die nächsten zwei Jahre wäre nützlich und nachhaltig. Es würde auch helfen, den Wechselkurs zum Dollar zu senken, dessen aktuelle Höhe für den Output in der Eurozone eine Belastung ist.

Auch Brüssel könnte einen Teil der Anstrengungen gegen die Deflation übernehmen, indem es den Investmentfonds des Juncker-Plans von 300 auf 600 Milliarden verdoppelt, auf ein Niveau, das wenigstens vergleichbar wäre mit den entsprechenden Stimulusplänen in den USA. Auch die europäischen Regierungen könnten einen Beitrag leisten und nachhaltige gemeinsame Budgetregeln – bitte schliesst wenigstens Investitionen nicht in die Defizit-Kalkulationen ein! – und endlich auch eine Koordinierung der Wirtschaftspolitik beschliessen. Deutschland muss den Weg weisen, indem es seiner Wirtschaft eine Kaufkraftinjektion verpasst und Schulden macht, um mehr zu investieren. Es muss die Situation, die bereits mittelfristig nicht mehr haltbar ist, wieder ins Gleichgewicht bringen. Berlin kann nicht endlos ganz Europa seine Waren verkaufen, vielen Partnern aber kaum etwas abnehmen.

Wir warten auf diese Veränderungen, aber Italien selber muss sich bewegen und wenigstens den Mut aufbringen, den Gerhard Schröder hatte, als er vor zehn Jahren das deutsche Defizit über 3 Prozent drückte, gleichzeitig aber Reformen einleitete, die es mittelfristig wieder sinken liessen. Die Verhandlungen über das Defizit sind demütigend für uns und für Europa. Das Gefeilsche um eine 0,3-Prozent-Abweichung – nachdem wir sieben Jahre Nullwachstum hinter uns haben und 8 Prozent des italienischen BIP sich in Luft auflösten – ist dermassen absurd, dass man es gar nicht glauben kann.

Es müssten 48 Milliarden in die italienische Wirtschaft investiert werden, das Verhältnis von Defizit zu BIP muss um weitere 3 Prozent höher sein dürfen, und die Lohnnebenkosten müssen gesenkt werden. Wir sollten hier und heute beschliessen, dass wir die 3-Prozent-Grenze überschreiten, und uns gleichzeitig auf ein Reformprogramm festlegen, das innerhalb von drei Jahren Italien wieder unter die 3-Prozent-Schwelle bringt, einerseits indem der Zähler vergrössert wird (das heisst das BIP), andererseits indem über diese drei Jahre unproduktive Ausgaben in Höhe von 28 Milliarden gestrichen

und Rentenzahlungen über 2000 Euro progressiv gesenkt werden.

Der «Economist» hat vor drei Wochen in einem Artikel über die verspätete Einsicht in die Deflationsrisiken geschrieben, halbherziges Rumbasteln werde nichts mehr nützen. Deflation ist eine Krankheit, die nicht mit Aspirin oder dem Schraubenzieher bekämpft werden kann. Die Erwartungen der Marktteilnehmer müssen verändert werden. Die Politik muss dieser Herausforderung begegnen, in Italien und in Europa.

### Ausbrennen statt verblassen

Ich kann schon jetzt die Einwände hören: Carlo De Benedetti, wie werden die Märkte reagieren, wenn Italiens Defizit auf 6 Prozent des BIP steigt? Ich glaube, dass ich die Märkte besser kenne als viele andere, und ich habe nicht den geringsten Zweifel daran, dass Käufer und Verkäufer von Wertpapieren rund um den Globus uns in den nächsten Monaten abstrafen werden, wenn wir es nicht schaffen, das Wachstum wieder anzustossen und unseren Blick von sinnlos gewordenen, über zwanzigjährigen Benchmarks zu lösen. Den Bericht des US-Finanzministeriums und die amerikanische Besorgnis über die europäische Wachstumsschwäche habe ich schon erwähnt. Neue Studien des Internationalen Währungsfonds und der Ratingagentur Moody's wie auch der grössere Teil der Paper der Forschungsabteilungen internationaler Banken setzen die Unfähigkeit zu wachsen an die erste Stelle der italienischen Stabilitätsrisiken. Wenn die italienische Regierung ein seriöses Wachstumsprogramm sowie einen klaren Fahrplan für Reformen und für eine Defizitreduktion innerhalb der nächsten drei Jahre vorlegt, bin ich mir sicher, dass die Märkte positiv reagieren werden.

Sie sagen, dass es dafür keinen Beweis gibt? Das mag sein. Aber die Deflation ist bereits eine Realität. Wenn wir weiterhin nur Däumchen drehen, wird sie die wenige Substanz, über die wir noch verfügen, aufzehren, und es wird uns nichts mehr bleiben für den Versuch, ihrem Würgegriff zu entkommen. Wie schreibt doch der «Economist»: «Wenn die Deflation eine Volkswirtschaft erst einmal in den Fängen hat, ist es schwierig, sie wieder abzuschütteln. Europas Entscheidungsträgern bleibt nicht mehr viel Zeit.»

In einem grossartigen Rocksong von vor dreissig Jahren findet sich die Zeile: «It's better to burn out than to fade away» – besser ausbrennen als verblassen. Wir sollten versuchen, dem langsamen und unaufhaltsamen Verblassen zu widerstehen. Wir müssen die fatale Abwärtsspirale durchbrechen, und Sie werden sehen, dass Italien ganz und gar nicht ausbrennen wird.

DAS MAGAZIN 46/2014

CARLO DE BENEDETTI ist ein italienischer Unternehmer.  
redaktion@dasmagazin.ch  
Aus dem Englischen von Daniel Binswanger



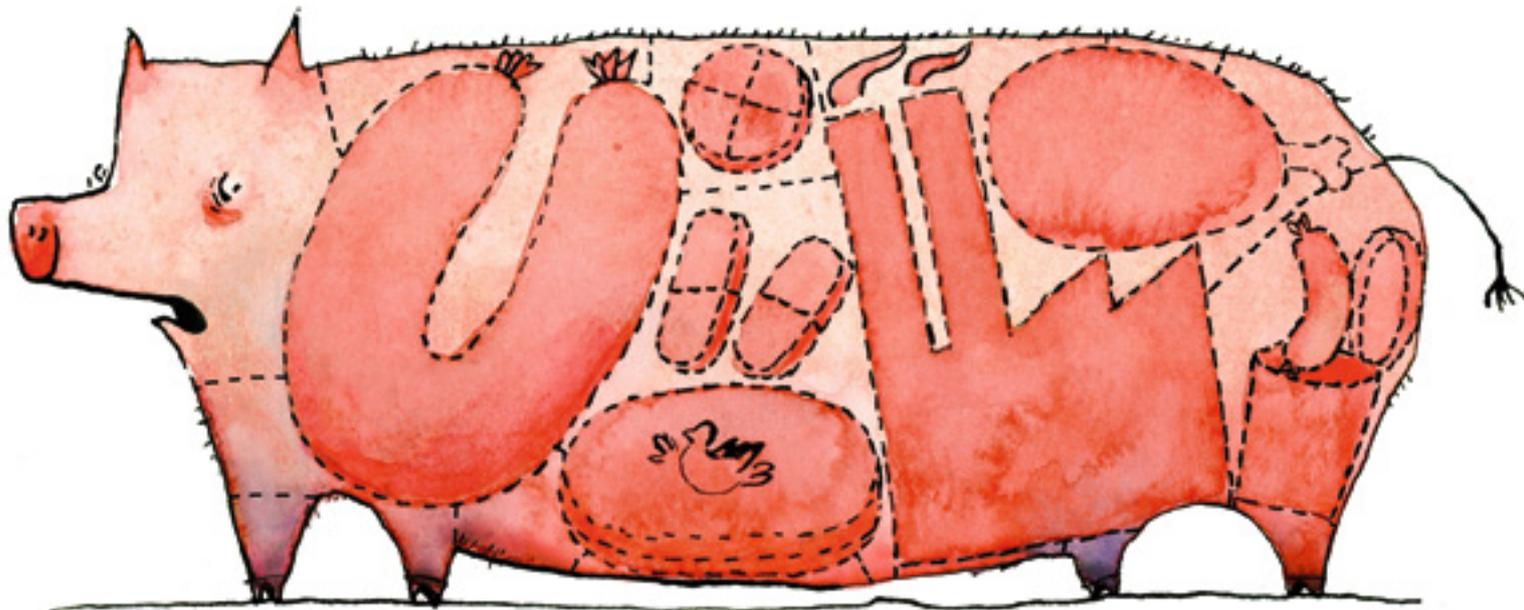
## Sehen ohne Brille?

Alex Ziörjen ist Kontaktlinsen-Spezialist und versteht sein Fachgebiet wie kaum ein anderer. Der leidenschaftliche Augenoptiker ist fasziniert von den sprichwörtlich guten Aussichten, die heutige Kontaktlinsen bieten – mit diesem Wissen ist er für seine Kunden da. «Einmal habe ich einem fast blinden Mann, der seit 6 Jahren nur Umrisse sehen konnte, mit Speziallinsen ein gutes Sehen ermöglicht.»

Vom Sehen bis zum Aussehen – bei Kochoptik werden Sie immer von Spezialisten bedient. Alex Ziörjen ist einer von ihnen. Wenn Sie also perfekt abgestimmte Kontaktlinsen wünschen und sich absolut kompetent beraten lassen möchten, dann sind Sie bei uns genau richtig.

**KOCH**<sup>®</sup>  
**O P T I K**  
MEINE SEHLÖSUNG

www.kochoptik.ch  
Gratisnummer 0800 33 33 10



## CHRISTIAN SEILER DAS SCHWEINESYSTEM

### Millionen Tiere werden geschlachtet, aber nicht gegessen. Was tun dagegen?

Nur ein paar Daten, die für einen Schwindel sorgen, den sonst nur ein hastig hinuntergestürztes Glas Schnaps bewirkt:

- Von jedem Tier, das für den Verzehr geschlachtet wird, landet als Fleisch- oder Wurstprodukt nur knapp mehr als die Hälfte bei uns Karnivoren. Etwas weniger als die Hälfte wird exportiert, an Haustiere verfüttert, findet in der Chemie- und Düngemittelindustrie Verwendung oder wird als «Biokraftstoff» dafür verwendet, grüne Automobile anzutreiben.

- Als «tierische Nebenprodukte» gelten dabei 42 Prozent des Schlachtgewichts: Borsten, Fett, Knochen, Magen- und Darm-inhalte, aber auch Innereien. Die Industrie bedient sich dieser «Nebenprodukte» als Basis für so unterschiedliche Erzeugnisse wie Seifen, Waschmittel, Kosmetika, Arzneimittel, Druckertinte, Gummi oder organischen Dünger.

- Zu Fleischknochenmehl verarbeitete Schlachtabfälle werden als «klimaneutrale» Alternative zu fossilem Heizöl und Treibstoff verwendet.

- Der Anteil der Innereien, die in die Resteverwertung eingeschleust werden, steigt ständig. Während noch in den Achtzigerjahren mehr als 1,4 Kilo Innereien pro Person verzehrt wurden, sind es heute nur noch 150 Gramm. Innereien galten als Arme-Leute-Essen. Seit die Quartiermetzger durch die Fleischtheke der Supermärkte ersetzt werden, ist das billige Fleisch nur noch schwierig zu bekommen.

- Obwohl der Fleischkonsum insgesamt sinkt, müssen daher mehr Tiere gezüchtet und geschlachtet werden, damit wir – statt mit Innereien oder minderen Fleischteilen – mit den sogenannten Edelteilen, die etwa 30 bis 40 Prozent des Schlachtgewichts ausmachen, versorgt werden können.

- Von den Fleischprodukten, die beim Konsumenten ankommen, werden 6 Prozent weggeworfen. Hochgerechnet vom Durchschnittsfleischkonsum von 82 Kilogramm/Jahr ergeben

diese 6 Prozent ein Gewicht von 4,9 Kilo – pro Person. Gemäss der Studie «Fleischkonsum: Abfall und Verschwendung», welche die (den Grünen nahestehende) Heinrich-Böll-Stiftung publiziert hat, ergibt das für die Bundesrepublik Deutschland die unfassbare Menge von 45 Millionen Hühnern, 4,1 Millionen Schweinen und 230 000 Rindern, die dem Schicksal der Mästung und Tötung hätten entkommen können, ohne dass ein einziger Bewohner Deutschlands auf seinen Burger oder Braten hätte verzichten müssen.

Die Lektüre dieser Studie ist höchst empfehlenswert. Nicht dass es etwas Neues wäre, dass die industrielle Züchtung, Mästung und Tötung von Tieren ihre Schattenseiten hat. Was aber schwindlig macht, ist die Dimension des Zynismus und der moralischen Verwerflichkeit, wovon dieser Industriesektor begleitet wird. Man muss nicht darüber sprechen, dass einem angesichts dieser Fakten der Appetit vergeht. Man muss darüber nachdenken, wie man diese Art von Umgang mit Tieren bekämpft.

Die moralische Ächtung der Massentierzucht ist längst nicht da, wo sie hingehört. Die Branche operiert im Dunklen, obwohl viele engagierte, empörte Kolleginnen und Kollegen sie auszuleuchten versuchten und versuchen. Viele Kunden kaufen ihr Fleisch im Bewusstsein, dass die Produktion unter fragwürdigen Bedingungen erfolgt, lassen sich aber von den niedrigen Preisen den kritischen Verstand abkaufen. Leider wahr: Ein paar Fernsehfilme und Zeitungsartikel tun den Produzenten angeführter Missstände nicht weh. Sie werden erst agieren, wenn ihre Produkte sukzessive boykottiert werden.

Soll heissen: Fleisch dort kaufen, wo man weiss, dass die Schlachttiere ein würdiges Leben hatten. Weniger Fleisch essen. Viel weniger Fleisch essen. Dem Tier, das für unseren Genuss gestorben ist, den Respekt erweisen, es ganz aufzuessen.



Tonmeister Chris Watson belauscht die Natur. Philosoph Timothy Morton sagt, die gibt es nicht.

## HANS ULRICH OBRIST ÜBER DAS, WAS IST UND NICHT IST

Anlässlich des Marathons, über den ich vergangene Woche schrieb – eine alljährliche Veranstaltung der Serpentine Galleries, die sich 48 Stunden lang einem Thema widmet –, hatte ich das Vergnügen, mit dem amerikanischen Philosophen Timothy Morton zu diskutieren. Morton ist ursprünglich Literaturwissenschaftler und hat sich jahrelang mit dem Werk von Percy und Mary Shelley befasst, aus dem er eine Theorie der Ernährung destillierte, bis er schliesslich zur Theorie der Ökologie kam und feststellte, dass er unter Philosophen heftig diskutiert wurde. Denn er führte eine neue Kategorie in die Ontologie ein, den Bereich der Philosophie, in dem man zu ergründen sucht, welche Dinge wirklich existieren und welche nicht. Morton sagt, dass es zwischen Sein und Nichtsein noch einen dritten Zustand von Dingen gibt, die er Hyperobjekte nennt. Hyperobjekte sind Phänomene von grossen Ausmassen, die man einerseits nicht sehen oder anfassen kann, die andererseits aber wirklich da sind und eine direkte Wirkung auf uns ausüben. Ein Beispiel wäre die Erderwärmung. Morton sagte, an mich gewandt: «Man kann Hans Ulrich sehen, aber nicht die Erderwärmung. Trotzdem ist sie real, denn sie hat einen kausalen Effekt auf Hans

Ulrich, zum Beispiel wenn er im Winter draussen schwitzt.»

Die gleiche existenzielle Skepsis wie allen anderen Dingen bringt Morton auch einem zentralen Begriff der Ökologie entgegen, nämlich der Natur. «Natur» ist für ihn ein soziales Konstrukt, eine Wunsch- und Normalvorstellung, die es nicht an sich, sondern nur in unseren Köpfen gibt. Wenn aber die Natur nicht existiert, dann kann auch nichts «natürlich» sein, ausser den Dingen, die wir mehr oder weniger willkürlich als Teil der «Natur» definieren. Und von dort aus baut er eine kühne, aber argumentativ stabile Brücke von der Ökologie zur Sexualität: Da nichts «natürlich» ist, gebe es auch keine natürlichen und keine unnatürlichen sexuellen Dispositionen und Orientierungen. Und noch eine Verbindung sieht er zwischen ökologischer und der Queer-Theorie, die mehr ist als nur ein Wortspiel: Ein Ding sei nie in allen seinen Teilen es selbst, mithin auch nie «straight» (was sowohl «unvermischt» als auch «heterosexuell» bedeutet). Das Bein eines Frosches etwa sei ein «queeres» (übersetzt sowohl «eigenartig» als auch «homosexuell») Teil des Ganzen von eigener Art, aber kein Frosch. Der Frosch, wie alle Dinge, sei also beides – queer und straight.

Timothy Morton:

Hyperobjects – Philosophy and Ecology After the End of the World, University of Minnesota Press 2013

HANS ULRICH OBRIST ist Kurator und Co-Direktor der Serpentine Galleries in London.



## ZWEI WOCHEN IM LEBEN

**SOLOMON ALPHA, 34, hat Ebola überlebt. Ein starker Wille, viel Glück und eine umsichtige Ärztin haben dem Krankenpfleger aus Sierra Leone das Leben gerettet.**



Es war der Morgen des 23. August, ich erinnere mich genau, da kam Miss Yvonne zu mir und sagte: «Solomon, das Resultat ist da. Du wurdest positiv auf Ebola getestet.»

Meinen Gesichtsausdruck wird die Ärztin wohl nie vergessen. Ich starrte sie nur an und sagte: «Was, welcher Test?» Zu diesem Zeitpunkt hatte ich bloss leichtes Fieber und Durchfall. Malaria oder Typhus, vermuteten die Ärzte – häufige Krankheiten in Sierra Leone. Aber Miss Yvonne, unsere Chefärztin im Magbenteh Community Hospital, hatte einen

Ebola-Test arrangiert. «Es tut mir leid, Solomon», sagte sie, «wir müssen dich nach Kenema ins Behandlungszentrum schicken.» Erst Tage später begriff ich, dass sie mir das Leben gerettet hat.

Als ich in die Ambulanz stieg, standen die Kollegen Spalier. Einige machten Fotos, andere weinten. Ich hatte gesehen, wie die Leute an Ebola starben. Wie ihre Leichen abtransportiert wurden. So stand ich da und winkte: Goodbye, maybe I'm not coming again.

Im Behandlungszentrum setzte bei mir starker Durchfall ein, dazu Fieber und

Erbrechen. In den ersten Tagen ass ich nichts und trank kaum – alles war eine Qual. Ich weigerte mich, Medikamente zu nehmen. Ebola greift den Verstand an: Du weisst nicht, was du tust. Als ich Durchfall bekam, versuchte ich mich mit meinem T-Shirt zu säubern.

Das Zentrum unterscheidet drei Phasen. Geht es dir in der ersten besser, kommst du in die zweite, dann in die dritte, dann folgen die Tests. Bist du negativ, kannst du gehen. Ich war in Phase eins, als ein Mann neben mir starb. Er blutete aus Nase und Mund. Sie holten seinen Körper ab, liessen aber sein schmutziges Bett stehen. Ein Mädchen, vielleicht drei Jahre alt, legte sich hinein, wälzte sich und weinte. Ich wollte sie abhalten, aber ich war zu schwach. Ein paar Tage später war auch sie tot.

Nach drei Tagen kam ich in Phase zwei. Ich war nun etwas stärker, nahm aber nichts zu mir bis auf eine Trinklösung aus Traubenzucker, Kochsalz und anderen Elektrolyten. Dann lernte ich einen jungen Patienten kennen, der uns alle motivierte. «Ebola greift eure Muskeln an», sagte er uns. «Ihr müsst euch bewegen.» Also machten wir Übungen. Zusammen nahmen wir den Kampf gegen das Virus auf. Eines Nachts dann, in Phase drei, bekam mein neuer Freund fürchterlichen Durchfall. Am Morgen brachten sie ihn zurück in Phase zwei. Er wurde schwächer und schwächer – bis er starb. Wir verstanden: Freu dich nicht, bevor du draussen bist.

Am 9. September sagte mir eine Ärztin: «Solomon, du bist jetzt offiziell Ebolafrei.» Ich brach in Tränen aus. Einen Tag danach schickten sie mich mit einem Zertifikat nach Hause.

Wieso habe gerade ich überlebt? Die Frage stelle ich mir täglich. Zehn Spitalkollegen infizierten sich, acht starben. Experten sagen, die schnelle Reaktion sei alles, wenn man erkrankt. Andere Kranke müssen tagelang warten, bis Hilfe kommt. Aber ich weiss auch, dass ich es ohne Gott nicht geschafft hätte. Jeden Tag betete ich darum, meine Familie nochmals zu sehen. Jeden Tag zwang ich mich, nach vorn zu schauen: Du musst daran glauben, dass es weitergeht. Sonst stirbst du.

Protokoll und Bild CHRISTIAN ZEIER

# JETZT MITMACHEN UND EINEN SEGELTRAUM GEWINNEN!

Gewinnen Sie eine 5-Sterne-Kreuzfahrt kombiniert mit der einzigartigen Atmosphäre eines romantischen Windjammers im Wert von 20 000 Franken.

- Flüge in Economyklasse ab/bis Zürich
- 9 Übernachtungen in einer Junior Suite
- Sechs Mahlzeiten pro Tag inkl. 4-Gang-Auswahl-Dinner
- 2x Champagnerempfang und 5-Gang-Gala-Dinner
- Qualitätsweine und Bier zum Mittag- und Abendessen
- Alle Softgetränke, Kaffee und Tee an Bord
- Deutschsprachige Bord-Reiseleitung
- 1 Landausflug pro Person nach Wahl

2.-11.11.2015  
Mit der SEA CLOUD II  
von Málaga  
nach Lanzarote und  
Gran Canaria

**Teilnahmebedingungen:** Und so nehmen Sie teil: Ohne Kaufzwang. Bei einer Teilnahme ohne Bestellung senden Sie ein SMS mit TA (Abstand), Name und Adresse an 919 (Fr. 1.–/SMS). Oder senden Sie eine Postkarte mit Ihrer Adresse an: Tamedia AG, Segeltraum, Postfach, 8021 Zürich. Anruf- und Einsendeschluss (Datum des Poststempels) ist der 30.11.2014. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Es wird keine Korrespondenz geführt. Keine Barauszahlung. Die Ziehung findet am 5.12.2014 statt. Die Gewinner/innen werden schriftlich benachrichtigt. Mitarbeiter/innen der Tamedia AG, SEA CLOUD CRUISES GmbH und MCCM Master Cruises Christian Möhr AG sind vom Wettbewerb ausgeschlossen.



## Jetzt probieren, profitieren und mit Glück verreisen.



**Annabelle**  
5 Ausgaben für CHF 20.– statt 35.–\*



**Sonntagszeitung**  
10 Wochen für CHF 20.– statt 42.–\*



**Tages-Anzeiger**  
5 Wochen für CHF 20.– statt 109.–\*



**Der Bund** inkl. Sonntagszeitung\*\*  
5 Wochen für CHF 20.– statt 120.50\*



**Schweizer Familie**  
10 Ausgaben für CHF 20.– statt 50.–\*



**Finanz und Wirtschaft**  
5 Wochen für CHF 20.– statt 58.–\*



**Zürichsee-Zeitung**  
5 Wochen für CHF 20.– statt 87.–\*



**BZ Berner Zeitung**  
5 Wochen für CHF 20.– statt 119.50\*



**Der Landbote**  
5 Wochen für CHF 20.– statt 84.–\*



**Zürcher Oberländer**  
5 Wochen für CHF 20.– statt 75.–\*



**Zürcher Unterländer**  
5 Wochen für CHF 20.– statt 87.–\*



**BO Berner Oberländer**  
5 Wochen für CHF 20.– statt 119.50\*



**Anzeiger von Uster**  
5 Wochen für CHF 20.– statt 75.–\*



**TT Thuner Tagblatt**  
5 Wochen für CHF 20.– statt 119.50\*



**BZ Langenthaler Tagblatt**  
5 Wochen für CHF 20.– statt 119.50\*

\*Einzelverkaufspreis. \*\*inkl. Sonntagszeitung, sofern Sonntagszustellung möglich. Das Angebot ist gültig bis 31.12.2014. Gilt nur für Neuabonnenten in der Schweiz. Preise inkl. MwSt. und Porto. Auslandspreise auf Anfrage.

Bestellen leicht gemacht: [www.lesermarkt.ch/abo2](http://www.lesermarkt.ch/abo2)

Teilnahme ohne Bestellung: Senden Sie TA (Abstand), Name und Adresse per SMS an 919 (Fr. 1.–/SMS). Oder senden Sie eine Postkarte mit Ihrer Adresse an: Tamedia AG, Segeltraum, Postfach, 8021 Zürich.

real watches **for** real people



Oris Big Crown ProPilot Altimeter  
Patentiertes Automatik-Uhrwerk  
mit mechanischem Höhenmesser  
Matt satiniertes Edelstahlgehäuse  
Wasserdicht bis 10 bar/100 m  
[www.oris.ch](http://www.oris.ch)



**ORIS**  
Swiss Made Watches  
Since  1904